

LEBEN & TOD

2
19

FORUM FÜR NEUE KULTURELLE DIMENSIONEN

MENSCH UND TIER

► Das Tier muß Tier bleiben dürfen ► Die Revolution des Tierbildes ► Tiere, die Menschen helfen ► Die zwölf chinesischen Tierkreiszeichen ► Abschied vom Haustier: Es hat uns das Herz zerrissen! ► Wo sich Menschen das Grab mit ihren Tieren teilen ► Warum wir Stadttauben nicht lieben können ► Die Bremer Stadtmusikanten

Verkaufspreis: 4,50 €



ISBN 978-3-86397-111-3

Tiere begleiten uns in allen Lebenslagen

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Wem von Ihnen sagen die Namen Hildegard Schmitz, Paul von Bülow, Whisper Windsor und Sunny Obama etwas? »Schmitz' Katze« hat inzwischen ein eigenes Instagram-Profil mit über 500 Abonnenten, ohne seinen Mops fand Lorient das Leben sinnlos, nach dem Tod des letzten Corgi schaffte sich die Queen keinen neuen Hund mehr an, um ihn nicht zu überleben, und den ehemaligen US-Präsidenten Obama begrüßt wenigstens sein Hund freudig, wenn er heimkommt. Dies sind prominente Beispiele, wie eng im normalen Leben die Verbindung von Mensch und Tier sein kann. Tiere übernehmen vielfältige Aufgaben, zum Beispiel Hunde als Wachhunde, Jagdhunde, Schulhunde, Blindenhunde, Assistenzhunde ...

Tiere werden also zur pädagogischen Unterstützung eingesetzt, Tiere können auch Krankheiten vorhersehen. Wenn unser Hund Leo einen Anfall bekommt, so merkt er es selbst sehr frühzeitig, legt sich auf einen weichen Untergrund, aber auch sein »Bruder« Jack merkt es sofort, lange bevor wir als Menschen es bemerken.

Die Katze Oscar ging auch durch die medizinische Fachliteratur als eine, die das Sterben von Menschen im Altenheim besser vorhersagen konnte als die professionellen Begleiter. Das Verhältnis von Mensch und Tier kann auch nach deren Tod intensiv weitergehen. Inzwischen erlauben manche Friedhöfe bereits die Parallelbestattung von Mensch und Tier. Tiere können in unserem Leben in allen Lebensphasen also eine wesentliche Rolle spielen. Wie weit man das für sich selbst zulässt, muss jeder selbst bestimmen. Eine Bereicherung kann ein gutes Verhältnis zu einem Tier sehr wohl sein.

Lassen Sie sich zumindest bereichern durch das vorliegende Heft, in dem es um neue Erkenntnisse der Tierpsychologie gehen wird, tiergestützte Therapie, Tierversuche durch einen Diakon, Tierbestattungen und vieles weitere mehr.

Wir wünschen Ihnen eine anregende und unterhaltsame Lektüre.

Im Namen der Herausgeber
Ihr Prof. Dr. Raymond Voltz



**DAS VERHÄLTNISS
VON MENSCH UND TIER
KANN AUCH
NACH DEREN TOD
INTENSIV
WEITERGEHEN.**

Dass uns der Anblick
der Tiere so sehr ergötzt,
beruht hauptsächlich darauf,
dass es uns freut,
unser eigenes Wesen
so sehr vereinfacht
vor uns zu sehen.

Arthur Schopenhauer (1788 – 1860)

WWW.CHARTA-FUER-STERBENDE.DE

Wir
unterstützen
die Charta



Seite 8



Seite 13



Seite 23



Seite 33



Seite 37

KUNST
Etwas Besseres als der Tod
 Die Bremer Stadtmusikanten sind das bekannteste Wahrzeichen der Hansestadt. Deren Geschichte feiert in diesem Jahr zweihundertjähriges Jubiläum.
 Seite 6

THEMA
Das Tier muss Tier bleiben dürfen
 Tiere sind in fast allen gesellschaftlichen Bereichen präsent. Der dem Tier zugeordnete ökonomische und kulturelle Stellenwert bestimmt auch die Haltung der Gesellschaft gegenüber dem Leben des einzelnen Tieres und seiner Art.
 Seite 8

THEMA
Typisch Mensch, typisch Tier?
 Tiere haben eine Persönlichkeit. Was unterscheidet uns eigentlich von ihnen? Und was können wir von ihnen lernen? Der Tier-

verhaltensforscher Norbert Sachser sagt: Es steckt sehr viel mehr Mensch im Tier, als wir uns vorstellen können.
 Seite 13

THEMA
Wandel des Naturverständnisses
 Haben Tiere einen eigenen Wert, unabhängig vom Nutzen für den Menschen, oder sind sie allein für die menschliche Bedürfnisbefriedigung da?
 Seite 16

THEMA
Tiere, die Menschen helfen
 Im Gegensatz zu Haus- und Nutztieren ist der Einsatz von Delfinen zu Therapiezwecken mehr als zweifelhaft.
 Seite 23

THEMA
Es hat uns das Herz zerrissen!
 Ein Hundeleben dauert in der Regel – abhängig von Rasse und Gesundheits-

zustand – zwischen zwölf und sechzehn Jahren, eine Katze kann bei guter Pflege sogar zwanzig Jahre alt werden. Nach vielen glücklichen, gemeinsamen Jahren heißt es dann eines Tages Abschied nehmen vom vierbeinigen Freund.
 Seite 28

THEMA
Treue über den Tod hinaus
 Viele Tierfreunde verspüren den Wunsch, auch über den Tod hinaus die Verbundenheit mit dem geliebten tierischen Gefährten zu dokumentieren. Inzwischen gibt es Möglichkeiten, Mensch und Tier gemeinsam auf einem Friedhof in einem gemeinsamen Umengrab bestatten zu lassen.
 Seite 33

THEMA
Slum-Bewohner der Großstädte
 Sie gelten als »Ratten der Lüfte«: Tauben genießen in Deutschland kein be-

sonders hohes Ansehen. Sie werden gehasst und verfolgt, weil sie in Scharen auftreten, weil sie bettelnd zwischen unseren Füßen herumlaufen, weil sie alles zukoten. Ist ein friedliches Zusammenleben von Mensch und Taube möglich?
 Seite 35

INTERVIEW
Werktags Tierversuch, sonntags Predigt
 Der Münsteraner Professor Stefan Schlatt gehört zuden wenigen Reproduktionsforschern in Deutschland. Er erforscht die männlichen Fortpflanzungsfunktionen, um Risiken für eine Unfruchtbarkeit verringern zu können. Dafür greift er auch auf Tierversuche zurück. Vor wenigen Monaten wurde er zum Ständigen Diakon geweiht.
 Seite 37

Impressum

Herausgeber
 › Dipl.-Ing. Falk Stirner
 Trägerwerk Soziale Dienste in Sachsen GmbH
 Industriestr. 21
 01129 Dresden
 › Prof. Dr. Gunnar Duttge
 Abteilung für strafrechtliches Medizin- und Biorecht,
 Juristische Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen
 Platz der Göttinger Sieben 6
 37073 Göttingen
 › Prof. Dr. Raymond Voltz
 Zentrum für Palliativmedizin am Universitätsklinikum Köln
 Kerpener Straße 62
 50937 Köln

Erscheinungsweise
 LEBEN & TOD erscheint viermal im Jahr:
 Januar, April, Juli, Oktober

Chefredakteur (v. i. S. d. P.)
 Dipl. sc. pol. Klaus Gerberens
 c/o Trägerwerk Soziale Dienste in Sachsen GmbH

Redaktion
 Falk Stirner, Thomas Walther, Steffen Giersch, Alexander Walther

Fotos
 Wir haben uns bemüht, sämtliche Inhaber der Bildrechte zu ermitteln. Sollte dem Verlag gegenüber dennoch nachgewiesen werden, dass eine Rechtsinhaberschaft besteht, entrichten wir das branchenübliche Honorar nachträglich. Die Bildnachweise befinden sich an den Abbildungen.

Titel
 XXX

Alle nicht gekennzeichneten Fotos
 Steffen Giersch

Layout, Satz
 Ö GRAFIK | www.oe-grafik.de
 Wittenberger Str. 114 A
 01277 Dresden

Druck
 Druckerei Thieme
 Meißen GmbH
 Zschendorfstraße 91
 01662 Meißen

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen.

Kontakt
 Trägerwerk Soziale Dienste in Sachsen GmbH
 Stichwort »LEBEN & TOD«
 Industriestr. 21
 01129 Dresden
 Tel. 0351 8392024
 redaktion@lebenundtod.com
 info@lebenundtod.com

LEBEN & TOD kann über www.lebenundtod.com und www.bertuch-verlag.de als Abo oder Einzelheft zum Preis von 4,50 € zzgl. Porto pro Ausgabe bestellt werden.

Die mit Namen gekennzeichneten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber bzw. der Redaktion wieder. Für die Richtigkeit von Angaben, Daten, Behauptungen etc. in den Beiträgen können die Herausgeber bzw. die Redaktion keine Verantwortung übernehmen.

Leserbriefe geben nicht notwendig die Ansichten der Redaktion wieder. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht grundsätzlich nicht. Die Redaktion behält sich vor, Zuschriften zu kürzen.

www.lebenundtod.com
 ISBN 978-3-86397-111-3

{ KLAUS GERBERENS }

Tiere leben mit uns, nicht für uns

Warum bricht für viele eine Welt zusammen, wenn ein geliebtes Haustier stirbt? Warum lässt es zugleich so viele Menschen kalt, wenn Millionen Nutztiere unter unwürdigen Bedingungen leben und sterben?

Schon seit dem Beginn der Kulturen hält sich der Mensch für die Krone der Schöpfung. Tiere hingegen wurden über Jahrtausende als niedrigere Lebensform angesehen und entsprechend behandelt. Man muss es nicht ganz so drastisch wie die Frankfurter Tierethikerin Hilal Sezgin ausdrücken, die sagt: »Wir sind, was Tiere angeht, noch immer eine Sklavenhaltergesellschaft«, die Tiere als lebende Besitztümer halte und willkürlich in Kategorien wie Nutztier, Haustier oder Labortier einteile. Aber es stimmt schon: Der Mensch gestaltet die Beziehung zu den Tieren, die ihn umgeben, nach seinem Willen. So sind die vielen Millionen Rinder und Schweine, Hühner und Gänse mit dem Etikett Nutztier versehen – gemeint ist damit der finanzielle Nutzen. Hund, Katze und andere Kleintiere werden zu den Haustieren gerechnet. Sie sind fürs Emotionale zuständig, sollen Schmusetier fürs Kind und Trosttier für Alte sein. Wobei auch sie durchaus kommerziellen Nutzen stiften.

Wie aber ist es überhaupt zur Annäherung zwischen Mensch und Tier gekommen, wo doch angesichts der zu lebenden Eier-, Fleisch- oder Milchmaschinen umfunktionierten Tiere »alles, was Beine zu laufen hat oder Flügel zu fliegen, das Weite suchen sollte, wo sich Menschen blicken lassen«, fragt der Münchner Zoologe und Evolutionsbiologe Josef H. Reichholf – und bietet Antworten. Offenkundig sind sich der Mensch und die Tiere, die er domestiziert hat, einander in der Zeit extrem nahe gekommen, als der Mensch sesshaft wurde und anfang, Ackerbau zu betreiben.

Dürfen wir Tiere, die scheinbar weniger intelligent sind oder weniger schön oder uns wenig zu ähneln scheinen, schlechter

behandeln, als scheinbar intelligentere Tiere, die uns näher stehen? Dürfen wir Tiere essen, sie in Zoos und Zirkussen präsentieren?

Während ein Teil der Gesellschaft solche Fragen schon seit Jahren debattiert, hinkt die Wissenschaft hinterher; die Mensch-Tier-Beziehungen sind noch weitestgehend unerforscht. Das soll sich ändern: An der Universität Hamburg wurde 2011 die Group for Society & Animals Studies (GSA) gegründet, die deutschlandweit erste sozialwissenschaftliche Gruppe, die sich dem Verhältnis der Gesellschaft zu Tieren widmet.

Dieses Verhältnis, sagt die wissenschaftliche Koordinatorin der GSA, Professor Birgit Pfau-Effinger, habe sich in den vergangenen Jahrzehnten in Deutschland verstärkt in zwei Richtungen entwickelt. Da sei einerseits die Hinwendung zum Tier: »Immer mehr Menschen nehmen Tiere als Wesen wahr, die ein Bewusstsein haben, einen Willen und Gefühle; diese Menschen sind davon überzeugt, dass Tiere uns sehr ähnlich sind – und dass wir sie entsprechend behandeln sollten.«

Diese Zuneigung äußere sich bisher aber hauptsächlich in der Beziehung zu Haustieren, die manchmal schon wie ein Lebenspartner behandelt würden. »Andererseits hat die Gesellschaft die Tötung von Tieren in einem gewaltigen Ausmaß perfektioniert«, sagt die Soziologin. Dennoch hielten viele Menschen den Widerspruch zwischen der Vermenschlichung und der Tötung von Tieren aus, weil die Tötung hinter den Kulissen stattfindet. »Doch je weiter sich eine Gesellschaft intellektuell entwickelt, desto schwerer kann sie die Widersprüche in ihrem Verhältnis zu Tieren aushalten.«

Foto: prudkov / Fotolia

ETWAS BESSERES

Die Bremer Stadtmusikanten
sind das bekannteste Wahrzeichen der Hansestadt

ALS DER TOD

2019 ist für Bremens tierische Wahrzeichen ein großes Jubiläumsjahr. Die Brüder Grimm hatten die Geschichte über die Bremer Stadtmusikanten vor zweihundert Jahren veröffentlicht.

Der Berliner Bildhauer Gerhard Marcks hatte die etwa zwei Meter hohe Bronzefigur 1951 geschaffen. Aufgestellt wurde sie aber erstmal ein Jahr zur Probe, denn die Bremer konnten sich mit den Stadtmusikanten nicht so recht anfreunden. Vor allem gefiel ihnen der Standort nicht, schließlich streckten Esel, Hund, Katze und Hahn dem Rathaus ihre Allerwertesten entgegen. Auch war vielen die Skulptur zu schlicht.

Doch die Vereinfachung der Formen ist das Erbe des Kubismus. Marcks war Mitglied des Bauhauses in Weimar, auch meinte er, die Gruppe der »Stadtmusikanten« entspräche dem strengen, noblen Charakter der Hanse-Stadt Bremen.

Dabei hat die Geschichte einen klitzekleinen Haken: Die Bremer Stadtmusikanten sind eigentlich nie in Bremen angekommen! Im Märchen der Brüder Grimm ziehen die vier Tiere zwar gemeinsam los um in Bremen Stadtmusikanten zu werden, bleiben dann aber in der Räuberhütte im Wald, deren Bewohner sie mit viel Radau vertreiben.

Dieses Märchen lehrt uns, was Selbstbestimmung im Umgang mit Alter und Gebrechen heißt. Drei der vier Tiere darin – Esel, Hund und Katze – sind wegen Altersschwäche vom Tode bedroht: Der betagte Esel konnte die Kornsäcke nicht mehr tragen und sollte »aus dem Futter« geschafft werden, den siechen Jagdhund hat sein »Herr wollen totschiessen«, und der Katze, des Mäusefangens nicht mehr fähig, droht das Ersäuftwerden. Darum sind sie allesamt fortgelaufen, und auf ihre Wanderschaft nach Bremen nehmen sie auch den für die Suppe vorgesehenen Hahn mit, dem der Esel sagt: »Etwas Besseres als den Tod findest du überall.« Welch eine Verteidigung von Selbstbestimmung angesichts des drohenden Todes!

10.^{bis} 11. Auch wir werden wieder mit einem Stand vertreten sein! **Mai**
LEBEN UND TOD in Bremen

Die Messe LEBEN UND TOD in Bremen ist eine bundesweit einzigartige Mischung aus Fachkongress und Messe mit Themen zu Leben, Sterben, Tod und Trauer. Der Fachkongress richtet sich sowohl an Haupt- und Ehrenamtliche aus Pflege, Palliative Care, Hospiz, Trauerbegleitung, Seelsorge und Bestattungskultur. Der Fachkongress ist Branchentreff, Netzwerkplattform und Impulsgeber. In der LEBEN UND TOD Messe Bremen präsentieren sich mehr als 140 Aussteller mit ihren Produkten und Dienstleistungen rund um die Themen Vorsorge, Pflege, Begleitung, dem Abschiednehmen, Trauer sowie der Bestattungskultur. Offene Vorträge bieten hilfreiche Tipps und Ansprechpartner zu Themen wie Patientenverfügung, Trauerbewältigung und Bestattungsmöglichkeiten. Ein vielfältiges Rahmenprogramm bietet darüber hinaus einen lebensbejahenden Zugang zu einem schwierigen Thema.

Das Tier muss Tier bleiben dürfen

Der Kontakt zu Tieren ist ein Grundbedürfnis des Menschen. Doch mangelt es häufig am achtsamen und respektvollen Umgang.

{ CAROLA OTTERSTEDT }

Der Wandel der gesellschaftlichen Stellung des Tieres sowie seine Nutzung sind von der sozialen und kulturellen Entwicklung des Menschen stark beeinflusst. Der von der Gesellschaft dem Tier zugeordnete ökonomische und kulturelle Stellenwert bestimmt auch die Haltung dieser Gesellschaft gegenüber dem Leben des einzelnen Tieres und seiner Art. Darüber hinaus ist es aber vor allem die menschliche Vorstellung vom Wesen des Tieres, welche die emotionale Grundlage der Mensch-Tier-Beziehung innerhalb einer geschichtlichen Epoche sichtbar werden lässt. Die Mensch-Tier-Beziehung kann somit nicht losgelöst vom Gesamtkontext menschlicher Kultur und Gesellschaft gesehen werden.

Trotz hervorragender Forschung zum menschlichen und tierlichen Verhalten in den vergangenen fünfzig Jahren beeinflusst das veraltete Bild über das Tier, welches nur auf Reize reagiert, nach wie vor unser Handeln. Das Bild von einem Tier, das nur bedingt leidensfähig sei, scheint uns Menschen vertraut und fördert die Akzeptanz eigener Interessen (beispielsweise Einzel-Heimtierhaltung, Intensivhaltung, Tierversuche) unabhängig vom Wohlbefinden des Tieres. Neueste Forschung im Bereich der Neuro- und Verhaltensbiologie zeigen jedoch, dass Tiere sehr wohl einen erheblichen Teil des affektiven Geschehens bewusst wahrnehmen und regulieren können, darüber hinaus mit umfangreichen Lern- und Gedächtnisfunktionen ausgestattet sind und daher auch die Voraussetzungen zur Reflexion besitzen können. Die Möglichkeit, Emotionen zu empfinden,

EIN REIFER MENSCH WIRD DEN BEDÜRFNISSEN DES TIERES GERECHT WERDEN, SOLANGE DIESES TIER LEBT. UND ER WIRD DIE TÖTUNG DES TIERES ALS EINEN BEWUSSTEN AKT DES HANDELNS MIT VERANTWORTEN.

besitzen sowohl Mensch als auch Tier. Der Verhaltensbiologe und Leiter der Konrad-Lorenz-Forschungsstelle, Kurt Kotrschal, sieht bei Tieren eine weitere Gemeinsamkeit zwischen Mensch und Tier: Sie teilten »die Grundprinzipien der individuellen Sozialentwicklung, der Ausbildung unterschiedlicher Temperamente und Persönlichkeiten, sowie die besonders im sozialen Kontext wichtigen Stresssysteme«. Dies bedeutet auch, dass wir das menschliche Verhalten gegenüber dem Tier neu überdenken müssen, dass Intelligenz, soziale Interessen, Wohlbefinden, Stress und Leid nicht allein dem Mensch vorbehalten sind.

Die Haltung von Heim- und Nutztieren, aber auch die Hege von Wildtieren kostet Geld, Raum und Zeit. Neben dieser Kosten-Nutzen-Bilanz gibt es auch eine Kosten-Nutzen-Rechnung auf der emotionalen und geistigen Ebene: Wie viel Empathie investiere ich in die Versorgung eines Tieres und welche Auswirkungen hat dies auf die Nachhaltigkeit meines Handelns und auf meine eigenen emotionalen Bedürfnisse? Was sagen diese Investitionen über den ökonomischen beziehungsweise sozioemotionalen Wert des Tieres hinaus aus? Sehen wir das Tier als Objekt, als Sache, welches wir be- und ausnutzen können? Oder ist das Tier eher ein eigenständiges Subjekt mit Persönlichkeitsrechten? Das Tierrecht bewertet dies in den deutschsprachigen Ländern sehr unterschiedlich. Die neueren Ansätze der Tierethik betrachten hingegen das Tier bereits eindeutig als ein eigenständiges Subjekt: Da das Tier Entscheidungen trifft und Wertungen vollzieht, ist es selbst wertvoll, besitzt einen Eigenwert und eine Würde.

Tiere sind für uns heute authentisches Kumpantier, verlässlicher Arbeitskollege, Ersatz für vermisste menschliche Beziehungen, mythisches



Vorbild, aber auch exotischer und zirkensischer Adrenalinkick, eine Schuhsohle, ein Winterpelz oder ein in Plastik eingeschweißtes Nahrungselement. Tiere beeindruckt uns in Naturfilmen durch ihre Fähigkeiten des Überlebens, als Kunstfiguren und Akteure im Fernsehen. Sie sind uns häufig eher fremd in ihren eigenen natürlichen Verhaltensweisen und Ausdrucksformen, in ihrer Intelligenz, ihren arttypischen und individuellen Bedürfnissen. Der Mensch ist nicht so sehr in seiner Wahrnehmung gespalten, vielmehr in der Akzeptanz, was er von Urzeiten her in sich als sinnliches Wissen trägt, was er im Tier erkennen kann: Das Tier ist ein Geschöpf, das dem Menschen Gefährte und Konkurrent ist, letztlich aber immer auch Verwandter sein wird. Diese Vielfalt der Beziehungen zum Tier fordert den Menschen heraus, fordert, dass der Mensch sich seiner Verantwortung gegenüber seinem Mitgeschöpf (Mensch wie Tier) bewusst wird. Das Bewusstsein dieser Verantwortung ist die Grundlage seines achtsamen Handelns. Ein reifer Mensch wird den Bedürfnissen des Tieres gerecht werden, solange dieses Tier lebt. Und er wird die Tötung des Tieres als einen bewussten Akt des Handelns mit verantwortlich. Der Dank gegenüber dem Tier bei der Mahlzeit ist Ausdruck der Verantwortung der Beendigung des Lebens des Tieres und des Annehmens dieses Geschenkes.

Am Beispiel einiger ausgewählter gesellschaftlicher Bereiche kann erläutert werden, welche Bedeutung die Mensch-Tier-Beziehung besitzen kann.



Tier am Arbeitsmarkt

Mit einer Erneuerung von tierlichen Einsätzen im Arbeitsprozess wird nicht nur das Bild des Tieres aufgewertet: Ein Polizeihundeführer, ein Staffelleiter von Rettungshunden, ein Therapeut, der tiergestützt arbeitet oder ein Lehrer, der mit einem Hund seine Hauptschulklasse erfolgreich leitet, wird durchaus mehr beachtet als Kollegen ohne Tier. Das Führen von Tieren, mehr noch eine gute kollegiale Arbeitsweise mit Tieren, wird in der Gesellschaft durch soziale beziehungsweise mediale Aufmerksamkeit belohnt. Dies kann mitunter dazu führen, dass Menschen sich zu Tiereinsätzen verleiten lassen, um so ihre eigene Person aufzuwerten. Wichtiger sind jedoch die positiven Impulse, die durch Re-Integration des Tieres in unserem Arbeitsleben entstehen: Arbeitsschutzmaßnahmen für Mensch und Tier, Intensivierung sozialer und kommunikativer Fähigkeiten über die eigene Art hinaus sowie verstärkte Präsenz von Tieren mit einem Beruf in der Gesellschaft.

Wirtschaftsfaktor Tier

Der Mensch ist aufgefordert, seine eigenen Interessen gegenüber denen der Tiere sowie der Erhaltung der Arten abzuwägen: beim Bau von Straßen und Brücken, die den Lebensraum der

Tiere zerschneiden oder zerstören, bei der Gestaltung von Agrarflächen, die die Vielfalt der Nahrungspflanzen der Wildtiere reduzieren, bei der Förderung der Nutztierhaltung oder auch bei der Verbreitung von Lärm, Luft- und Lichtverschmutzung. Die Sicherung menschlicher Ressourcen kann nur vor dem Hintergrund langfristiger und nachhaltiger Konzepte gelingen, die unsere natürliche Umwelt und ihre Bewohner mit ins Boot nehmen.

Das Wirtschaftsprodukt »Lebensmittel vom Tier« (Milch, Fleisch, Eier sowie verarbeitete Produkte wie Kuchen, Nudeln etc.) hat in Deutschland einen hohen ökonomischen Stellenwert und ist gleichzeitig ein wichtiges Exportgut. Dieses Produkt »Made in Germany« wird bisher überwiegend auf der Grundlage einer durch Hormone und Antibiotika unterstützten Intensivhaltung erzeugt und staatlich gefördert. Als Gesellschaft verharren wir nach wie bei einer Lebensmittelproduktion, die allein auf den finanziellen Gewinn schaut, statt auf eine vorausschauende und nachhaltige Erhaltung der Grundlage unserer Lebensmittel zu achten: gesunde Acker- und Weidböden, gesunde Tiere, die in artgemäßer und qualitätsvoller Haltung aufwachsen. Ländliche Strukturen und ökologisch nachhaltige landwirtschaftliche Betriebe laufen derzeit Gefahr, durch Genehmigung von Intensivmastanlagen zerstört zu werden.

Die Achtung vor dem Mitgeschöpf fordert von uns ein Nachdenken darüber, ob wir einem Landwirt Vertrauen schenken wollen, der seinen Tieren vor dem Schlachttod ein unwürdiges Dasein zumutet: zu enger Raum, Spaltenböden, fehlender Auslauf und Sozialkontakt, Verletzungen durch Stressverhalten etc. Es gibt bereits erfolgreiche und profitable Alternativen, die uns jedoch nötigen, umzudenken und unser Verhalten zu verändern. Unsere technikorientierte Lebensmittelindustrie ist herausgefordert, neue Wege des achtsamen Umgangs mit dem kostbaren Produkt Nutztier zu finden.

Es ist kein Luxus vom »immer mehr« produzieren zu einem »qualitätsvoll besser« erzeugen zu kommen. Es ist vielmehr eine soziale wie ökologische, damit auch eine ökonomische Notwendigkeit und die eigentliche Zukunft einer gewinnorientierten Wirtschaft.

Der Heimtierbedarf ist ein weiterer wichtiger Wirtschaftsbereich in europäischen Ländern. Mit vielfältigen Produkten der Nahrung und des Zubehörs werben die Hersteller und der Zoofachhandel um die Gunst der Heimtierhalter. Aufgrund ihrer eigenen Bedürfnisse gestalten Menschen die Fürsorge für ein anderes Geschöpf gerne mit Fütterung und der Ausgestaltung des Nestes. Dieses menschliche Bedürfnis bedient die Heimtierbranche mit ihren Produkten. Qualitativ gute Produkte legen dabei mehr Wert auf die physiologischen und sozialen Bedürfnisse des Tieres, insbesondere auch seitdem erkannt wurde, dass Erkenntnisse aus der Verhaltensforschung nicht zum Nachteil eines ökonomischen Gewinns führen müssen.

Technisches Vorbild Tier

Das Tier ist seit jeher auch Vorbild für den Menschen und seine Träume (beispielsweise vom Fliegen, Tauchen, Bergsteigen). Der Mensch beobachtet tierliche Fähigkeiten und versucht diese mit Hilfe der Technik für sich nutzbar zu machen. Im Rahmen der Bionik entstanden nach Vorbildern aus der Natur eine Vielzahl neuer künstlicher Oberflächen und technischer Konstruktionen. Das in der Natur vorhandene Wissen für sich zu entdecken und so umzustrukturieren, dass es für seine Interessen nutzbar wird, ist sicherlich eine der großen Stärken des Menschen. Eine grenzenlose Nutzung dieses Talentes ist jedoch gleichzeitig auch eine der großen Gefahren für den Menschen und seine natürliche Umwelt.

Das praktische Zusammenleben zwischen Mensch und Tier ist mangels alternativer Erfahrungen derzeit noch von alten Verhaltensmustern geprägt. Die Tendenz, mit dem Tier achtsam und

DAS TIER IST SEIT JEHER AUCH VORBILD FÜR DEN MENSCHEN UND SEINE TRÄUME (BEISPIELSWEISE VOM FLIEGEN, TAUCHEN, BERGSTEIGEN). DER MENSCH BEOBACHTET TIERLICHE FÄHIGKEITEN UND VERSUCHT, DIESE MIT HILFE DER TECHNIK FÜR SICH NUTZBAR ZU MACHEN.

respektvoll umgehen zu wollen, ist deutlich erkennbar. Hier bedarf es jedoch in der Gesellschaft einer eindeutigen Positionierung und vor allem deutlicher Vorbilder, die praktische Wege im achtsamen und respektvollen, vor allem im artgemäßen Umgang mit Tieren aufzeigen. Der Kontakt zu Tieren ist nicht auf einen Ersatz für menschliche Beziehung zu reduzieren. Es ist vielmehr ein Grundbedürfnis des Menschen, über die Beziehung zum Tier mit sich selber, mit einem anderen Lebewesen und mit der gemeinsamen natürlichen Umwelt in Kontakt zu treten.

>> Pädagogik und Therapie. Seit Anfang der 90er-Jahre beschäftigt sie sich mit der artgemäßen Tierhaltung, der Würde des Tieres und der Beziehung von Mensch und Tier. Sie ist Autorin zahlreicher Bücher und hat die Stiftung Bündnis Mensch & Tier aufgebaut, die sich für die Förderung der Mensch-Tier-Beziehung einsetzt. Seit 2009 leitet sie die Stiftung ehrenamtlich. Carola Otterstedt lebt und arbeitet in Bremen und ist als Autorin und Referentin tätig.

Foto: privat



Dr. phil. Carola Otterstedt (*1962) hat in München und Hamburg Sprachlehrforschung und Verhaltensforschung studiert und 1992 mit einer fachübergreifenden Promotion zum interkulturellen Vergleich des Grußverhaltens ihre Studien abgeschlossen. Bereits in den 70er-Jahren begann sie Erfahrungen in der Kranken- und Sterbebegleitung zu sammeln, die in beruflichen Tätigkeiten als Kranken- und Sterbebegleiterin, auch in Afrika und Asien, mündeten. Dozentin für Pflegeberufe und in der berufsbegleitenden Weiterbildung für Tiergestützte >>



Foto: XXX

Das Bündnis von Mensch und Tier

Die Arbeit der Stiftung basiert auf der Überzeugung, dass gesellschaftliches Engagement besonders wirkungsvoll in einem respektvollen Miteinander aller Lebewesen und in der Bewahrung der Natur ist. Durch den Einsatz für die Bedürfnisse von Mensch und Tier möchte die Stiftung anregen, Verantwortung für eine gemeinsame Zukunft zu übernehmen. »Wir wollen Wegbereiter sein auf einem ganzheitlichen Weg im Tierschutz und laden mit unserem Handeln ein, den präventiven Tierschutz zu denken und zu realisieren: im Miteinander von Mensch und Tier, als Ergänzung zum klassischen Tierschutz.« formuliert Otterstedt ihre Mission.

Auf dieser Basis wurde 2008 das Netzwerk Begegnungshöfe ins Leben gerufen. Das Netzwerk fördert qualifizierte Begegnungsstätten, die eine achtsame Mensch-Tier-Begegnung im Sinne der Stiftungsziele anbieten. So stellen die Begegnungsstätten eine sinnvolle Ergänzung bzw. Alternative zur Tierbetrachtung in Zoos, zu Streichelgehegen und zur Haustierhaltung dar.

www.buendnis-mensch-und-tier.de

www.begegnungshoefe.de



Resümee

Nicht das Tier hat sich verändert, vielmehr ist unser Bild vom Tier dabei sich zu verändern. Das Tier wird zunehmend weniger als Sache, als Objekt wahrgenommen denn als individuelle Persönlichkeit und Subjekt, dem als Mitgeschöpf angemessen Sympathie und Mitgefühl entgegengebracht wird. Das Tier muss Tier bleiben dürfen, es wird seiner Art und seinen Bedürfnissen gemäß gehalten und mit ihm umgegangen. Nur dann kann es als Tier im Sinne einer Persönlichkeit wirken.

Ein präventiver Tierschutz baut auf nachhaltige Strukturen, die Leid von Tieren frühzeitig vermeiden helfen. »Erkenntnisse aus der Neuro- und Verhaltensbiologie legen nahe, dass Tierschutz heute nicht mehr allein Wert auf eine artgemäße physiologisch-ökologische Haltung legen darf, vielmehr die sozialen, mentalen und

emotionalen Bedürfnisse der Tiere und den sozialen Kontext der Mensch-Tier-Beziehung nicht außer Acht lassen darf. Konkret: Das Wohlbefinden von Tieren in menschlicher Obhut ist entscheidend davon abhängig, dass es nicht nur satt, sauber und trocken gehalten wird. Das Tier braucht eine adäquate arteneigene Sozialgemeinschaft und eine gute Beziehung zu seinem Kumpan-Menschen«, fordert Kurt Kotrschal.

Der Wandel im Tierbild läuft den ökonomischen, sozialen wie emotionalen Interessen des Menschen nicht selten zuwider; dies ist Teil natürlicher sozialer Interessenskonflikte, die sowohl innerartlich (zwischen Mensch und Mensch beziehungsweise Tier und Tier) wie artübergreifend (zwischen Mensch und Tier) bekannt sind. Diesen Interessenskonflikten müssen wir uns stellen, Lösungen im Sinne eines Schutzes des gemeinsamen Lebensraumes von Mensch und Tier, der Natur, finden. Nur wenn wir den Herausforderungen des Zusammenlebens von Mensch, Tier und Natur unter Einbeziehung wissenschaftlicher Erkenntnisse angemessen begegnen, können wir von einer Beziehung zu Tier und Natur profitieren. Nur wenn Tiere ihren Bedürfnissen gemäß leben können, werden Mensch und Tier ökologisch, emotional, sozial und letztlich auch ökonomisch voneinander profitieren können. Das sich verändernde Tierbild fordert somit eine soziale Kultur des Miteinanders, in der das Fremde (hier: das Tier) als potenzielle Bereicherung erforscht und begrüßt wird.

NUR WENN TIERE IHREN BEDÜRFNISSEN GEMÄSS LEBEN KÖNNEN, WERDEN MENSCH UND TIER ÖKOLOGISCH, EMOTIONAL, SOZIAL UND LETZTLICH AUCH ÖKONOMISCH VONEINANDER PROFITIEREN KÖNNEN.



{ NORBERT SACHSER }

TYPISCH MENSCH, TYPISCH TIER?

Die Revolution des Tierbildes – und die Folgen, die sich daraus ergeben

In der Verhaltensbiologie hat eine Revolution des Tierbildes stattgefunden. Sie hat weitreichende Folgen für das Selbstverständnis des Menschen und seine Beziehung zu Tieren. Noch vor wenigen Jahrzehnten lauteten zwei wesentliche verhaltensbiologische Dogmen: Tiere können nicht denken, und über ihre Emotionen können keine Aussagen getroffen werden. Heute hält

dieselbe Wissenschaft beide Aussagen für falsch und vertritt das genaue Gegenteil: Tiere mancher Arten sind zu einsichtigem Verhalten fähig; sie können denken. Sie erkennen sich im Spiegel, und bei ihnen sind zumindest Ansätze von Ich-Bewusstsein vorhanden. Tiere mancher Arten haben Emotionen, die denen des Menschen bis in verblüffende Details vergleichbar sind. >>



Dieselben Situationen, die in uns positive oder negative Gefühle hervorrufen, zum Beispiel, wenn wir uns verlieben oder von einem Partner trennen, bewirken dies offenbar auch bei unseren tierlichen Verwandten. In der Tat: Das Tierbild der modernen Verhaltensbiologie hat in den vergangenen Jahrzehnten einen so gravierenden Wandel erfahren, dass von einem Paradigmenwechsel gesprochen werden kann. So ist der Gegensatz vom vernunftgesteuerten Homo sapiens einerseits und dem instinktgesteuerten Tier andererseits schon lange nicht mehr haltbar, und es stellt sich die Frage: Was unterscheidet uns denn eigentlich von den Tieren? Wie viel Mensch steckt bereits im Tier? Parallel zu dieser Entwicklung in den Biowissenschaften hat sich auch die öffentliche Wahrnehmung davon, wie nah wir Menschen den Tieren stehen, entscheidend verändert. Wenn Biologiestudierenden vor einigen Jahrzehnten Fotos von einem Goldfisch, einem Schimpansen und einem Menschen mit der Bitte präsentiert worden wären, spontan zwei Kategorien zu bilden, so wäre das Ergebnis eindeutig ausgefallen: Mehr als 90 Prozent hätten den Menschen in die erste Kategorie eingeordnet, den Schimpansen und den Fisch in die zweite – weil sie ja Tiere sind. Wenn heute Studierenden der Biologie im ersten Semester dieselbe Frage gestellt wird, so ergibt sich ein völlig anderes Bild: Deutlich mehr als 50 Prozent sehen den Menschen und den Schimpansen gemeinsam in einer Kategorie und den Goldfisch in der anderen. Offenbar sind Mensch und Tier einander nähergerückt. Bestätigt wird dies durch das Schicksal eines dritten Dogmas. Jahrzehntlang wurde gelehrt: Tiere verhalten sich



Die wichtigsten Erkenntnisse seiner Studien hat Sachser in einem populär-wissenschaftlichen Buch zusammengefasst, aus dem wir hier die Einführung wiedergeben.

Norbert Sachser
Der Mensch im Tier,
256 Seiten,
Rowohlt, Reinbek 2018,
ISBN-13: 978-3498060909
20,00 €

zum Wohle der Art. Sie töten in der Regel keine Artgenossen und helfen einander bis zur Aufopferung. Heute wissen wir, dass das so nicht stimmt. Vielmehr tun Tiere alles, damit Kopien ihrer eigenen Gene mit maximaler Effizienz in die nächste Generation gelangen, und wenn es dafür hilfreich ist, so bringen sie auch Artgenossen um. Offenbar sind Tiere nicht die «besseren Menschen». Auch in anderen Bereichen verwischt sich die Kluft zwischen Mensch und Tier. So führen bei beiden die gleichen Merkmale der sozialen Umwelt zu Stress, und ganz ähnliche Faktoren können den Stress bei Mensch und Tier effektiv puffern. Gene und Umwelt spielen bei beiden auf die gleiche Art und Weise zusammen und formen so das Denken, Fühlen und Verhalten. Auch bei Tieren verläuft die Entwicklung des Verhaltens nicht starr: Umwelteinflüsse, Sozialisation und Lernen können sie von der vorgeburtlichen Phase bis ins Erwachsenenalter modifizieren. Letztlich erscheinen auch Tiere bei näherer Betrachtung individualisiert, und deshalb wird in der Verhaltensbiologie mittlerweile von Tierpersönlichkeiten gesprochen.

Der Schwerpunkt liegt dabei auf einer Tiergruppe, zu der wir als Menschen biologisch gesehen ebenfalls gehören: den Säugetieren, die mit fast fünfeinhalbtausend Arten die unterschiedlichsten Lebensräume unseres Planeten besiedeln. Löwen und Zebras bewohnen die Savanne, Gorillas und Orang-Utans die tropischen Regenwälder; Fenneks leben in Sandwüsten, Eisbären in der Polarregion; Maulwürfe und Nacktmulle führen ein unterirdisches Leben, Fledermäuse und Flughunde haben sich den Luftraum erschlossen, Wale und Robben sind perfekt an das Leben im Wasser angepasst. Mit den Säugetieren haben wir Menschen sehr viel gemeinsam, beispielsweise den Großteil unserer Gene. Die Übereinstimmung mit unseren nächsten Verwandten, den Bonobos und Schimpansen, beträgt in diesem Punkt fast 99 Prozent. Oder blicken wir auf den Aufbau des Gehirns: Er ist bei allen Säugetieren prinzipiell identisch. Insbesondere die stammesgeschichtlich alten Teile, etwa das limbische System, zeigen Übereinstimmungen bis in kleinste Details. So dürfte beispielsweise die Furchtreaktion beim Anblick einer Schlange bei Menschen, Schimpansen und Totenkopfpaffen durch exakt dieselben neuronalen Prozesse gesteuert sein. Oder die physiologischen Regulationssysteme: Bei allen Säugetieren einschließlich des Menschen sind es die gleichen Hormone, die es dem Organismus ermöglichen, mit Stresssituationen fertigzuwerden, sich an wechselnde Umweltbedingungen anzupassen oder sich fortzupflanzen. Tatsächlich ist die Produktion der Sexualhormone Testosteron und Östradiol, der Stresshormone Adrenalin und Cortisol oder des Hormons der Liebe, Oxytocin, kein

«Privileg» der Menschen, sie kommen vielmehr bei den unterschiedlichsten Arten in gleicher Form vor, von der Fledermaus über das Nashorn bis zum Delfin. Aus Ähnlichkeiten in den Genen, der Organisation des Gehirns oder der Funktion des Hormonsystems kann aber nicht automatisch auf Gemeinsamkeiten im Denken, Fühlen und Verhalten geschlossen werden. Dazu bedarf es schon der gezielten Untersuchung dieser Merkmale sowohl beim Menschen als auch beim Tier. Die wissenschaftliche Disziplin, die sich dieser Aufgabe bei den Tieren widmet, ist die Verhaltensbiologie. Einer ihrer Gründerväter, der Nobelpreisträger Nikolaas Tinbergen, hat dieses Forschungsgebiet knapp und treffend als «das Studium des Verhaltens mit biologischen Methoden» definiert.



Prof. Dr. Norbert Sachser, (*1954), ist Professor für Zoologie und leitet seit 1993 das Zentrum für Verhaltensbiologie an der Universität Münster. Er studierte Biologie, Chemie und Soziologie, promovierte in Bielefeld und habilitierte sich am Lehrstuhl für Tierphysiologie in Bayreuth. Er ist einer der international renommiertesten Wissenschaftler seines Faches. Unter anderem war er Präsident der Ethologischen Gesellschaft, deren Ehrenmitglied er heute ist. Seine Forschung beschäftigt sich mit der Evolution und Entwicklung des Sozialverhaltens von Säugetieren und geht aktuell der Frage nach, wie sich Umwelt- und genetische Faktoren gegenseitig beeinflussen.



Ist das Tier allein für den Menschen da?

Der Eigenwert der Tiere im Wandel des Naturverständnisses

Haben Tiere einen eigenen Wert, unabhängig vom Nutzen für den Menschen, oder sind sie allein für die menschliche Bedürfnisbefriedigung da? Viele Zeitgenossen würden einen Eigenwert der Tiere wohl bejahen, andere hingegen um ihr Steak fürchten. Schon von dem Altstoiker Chrysipp kolportiert Cicero den Ausspruch, die Götter hätten dem Schwein eine Seele gegeben, damit sein wohlschmeckendes Fleisch nicht verfaule. Auch der Aufklärungsarzt Johann August Unzer zeigte sich überzeugt, dass die Kontroverse, ob man Fleisch essen dürfe, bei einem Sonntagsbraten entschieden würde.

Wie kann die Frage nach einem Eigenwert – oder in der älteren Zweckterminologie ausgedrückt: Selbstzweck – der Tiere überhaupt beantwortet werden? Denn Werte oder Zwecke kann man nicht sehen. Sie finden sich nicht in der sinnlich wahrnehmbaren Welt der Tatsachen. In der europäischen Geistesgeschichte lassen sich zwei Grundtypen von Antwortversuchen unterscheiden: objektive und subjektive Werttheorien. In Antike und Mittelalter waren objektive Werttheorien leitend, in denen Werte als

Qualitäten einer objektiv gegebenen Wirklichkeit, unabhängig von einem wertenden menschlichen Subjekt, aufgefasst wurden. Dabei stellten sich die alten Griechen die Wirklichkeit als Kosmos, als eine schöne, weil zweckmäßig eingerichtete Seinsordnung, vor, in der alle Dinge der Natur einen ihnen gemäßen Platz einnehmen. Der Wert der Einzeldinge ergibt sich folglich aus ihrer Position in der übergreifenden kosmologischen Rahmentheorie.

Der Wert der Tiere resultierte für die alten Griechen aus ihrer Mittelposition zwischen Pflanzen und Menschen in den faktischen Ernährungs- und anderen Nutzungsbeziehungen. Aristoteles übernimmt die hierarchische Naturvorstellung seiner Zeit, nach der die Pflanzen für die Tiere und die Tiere für die Menschen da sind, und baut sie zu einem noch bis heute nachwirkenden naturphilosophischen System aus: der doppelten Teleologie (die Lehre von den Zwecken; gr. *télos* = Ziel, Zweck, Sinn) der Natur.

Auf der Basis seiner Naturstudien ergänzt und verfeinert Aristoteles die grobe Ernährungshierarchie zwischen Pflanze,

Tier und Mensch einerseits zu einer feingliedrigen Abfolge von Arten, der Kette der Wesen (lat.: *scala naturae*). Diese vertikale Teleologieachse der äußeren hierarchischen Beziehungen zwischen den Arten unterfüttert Aristoteles mit einer Lehre von der sukzessiven Entwicklung arttypischer Seelenvermögen im Einzelorganismus. So verfügen Pflanzen über die Vermögen von Ernährung, Wachstum und Arterhaltung. Bei Tieren erweitern – je nach Tierart – noch die unterschiedlichen sinnlichen Wahrnehmungsvermögen im Dienst der Arterhaltung das Spektrum der innerorganismischen Seelenvermögenshierarchie. Beim Menschen treten außerdem die Vernunftvermögen hinzu. Da alle niedrigeren Seelenvermögen als Mittel zum Zweck der Hervorbringung des höchsten arttypischen Seelenvermögens dienen, repräsentiert die Verwirklichung des obersten Seelenvermögens den obersten Lebenszweck eines Organismus als Repräsentant seiner Art. Jedes Lebewesen trägt so den arttypischen Zweck seines Daseins in sich selbst – auf Griechisch: *entelecheia* (= den arttypischen Zweck in sich selbst habend). Der Eigenwert eines Lebewesens, sein arttypischer Naturzweck, resultiert somit aus der Position, die es in diesem doppelt teleologischen System einnimmt. Im Fall von Pflanzen und Tieren hat der Einzelorganismus seinen Naturzweck verwirklicht, wenn er zur Erhaltung seiner Art beigetragen hat.

Die Philosophenschule der Stoa knüpft an die aristotelische Vermögenspsychologie an und akzentuiert die innerpsychische Selbstbeziehung. Die sinnlichen Wahrnehmungsvermögen ermöglichen den Tieren nicht nur die Wahrnehmung von Dingen in der äußeren Welt, sondern auch die Wahrnehmung ihrer selbst, der eigenen inneren Empfindungen. Die Selbstempfindung erzeugt die Innerlichkeit tierlichen Bewusstseins und zeigt sich im Tierindividuum in den natürlichen Neigungen zur Selbstliebe und zur Liebe der eigenen Nachkommen, durch die die Natur das Tier dazu bewegt, die Selbst- und die Arterhaltung sicherzustellen. Diogenes Laërtius fasst die sogenannte stoische *Oikeiosis*lehre (gr. *oikeion* = das zum eigenen Haus Gehörende) in dem anmutigen Satz zusammen: »Die Natur befreundet das Lebewesen mit sich selbst.« Die *Oikeiosis*lehre setzt allerdings nicht die stoische Anthropozentrik außer Kraft. Die sich schon bei Chrysipp zeigende Überzeugung, dass die Götter alles zum Wohle und zum Gefallen der Menschen eingerichtet hätten, bestimmt vielmehr als große teleologische Naturrahmenerzählung maßgeblich das abendländisch-moralische Naturverhältnis.

Die Entteleologisierung der Natur und die Wende zum Werts subjektivismus

Die Erzählung vom Kosmos als zweckmäßig eingerichteter Naturhierarchie verlor im Laufe der frühen Neuzeit zunehmend an Plausibilität. Neuartige Naturbeobachtungen ließen sich nicht mehr in der großen hierarchischen Kette der Wesen verorten. So stellten z.B. die Entdeckungen fleischfressender, sensibler oder selbstbewegender Pflanzen die alte kosmologische Dienstordnung zwischen Pflanzen und Tieren in Frage. Ein Übriges tat die erfolgreiche Entwicklung der Mechanik, die keinen Platz mehr ließ für die Vorstellung einer zweckmäßig



selbsttätigen Natur. Es war der Philosoph, Mathematiker und Physiker René Descartes, der dies im 17. Jahrhundert klar erkannte und die aristotelisch-naturteleologische Rahmenerzählung durch eine mechanistische ersetzte. In seinem mechanistischen Naturverständnis wurden Tiere als empfindungslose Automaten ohne psychisches Innenleben aufgefasst, deren Lebensfunktionen nach mechanischen Regeln erklärt wurden. Descartes radikale Entteleologisierung der Natur verwandelte auch Lebewesen in ein sinnlich wahrnehmbares, weil räumlich ausgedehntes Material, der *res extensa*, ohne eigenem inwohnenden Zweck. David Hume bemerkte ebenfalls, dass aus Seinsordnungen Wertordnungen nicht mehr einfach abgelesen werden können, sondern zusätzliche Begründungen notwendig sind (Sein-Sollens-Problem). Als Quelle von Zweckvorstellungen oder Wertzuschreibungen bleibt nach Descartes allein die *res cogitans*, das unausgedehnte, aber selbsttätige menschliche Bewusstsein, übrig, womit er zum Vater der modernen Bewusstseinsphilosophie avancierte und die Wende zum Paradigma subjektivistischer Werttheorien einläutete. Nun stellt sich die Frage, ob ein Selbstzweck resp. Eigenwert von Tieren überhaupt noch denkbar ist.



Dr. Heike Baranzke (*1961) lehrt theologische Ethik an der Bergischen Universität Wuppertal. Sie studierte Chemie und Katholische Theologie und wurde 2003 in Bonn mit einer Arbeit über den schweizerischen Bundesverfassungsbegriff »Würde der Kreatur« promoviert. Forschungsschwerpunkt ist eine Ethik der Menschenwürde in Anwendungsfeldern der Bio-, Medizin- und Pflegeethik. 2008 publizierte sie mit Prof. Dr. Hans Werner Ingensiep in der Reihe Grundwissen Philosophie des Reclam-Verlags »Das Tier«, 2013 gab sie mit Prof. Dr. Gunnar Duttge »Autonomie und Würde. Leitprinzipien in Bioethik und Medizinrecht« im Verlag Königshausen & Neumann heraus.

»DAHER MUSS MAN OFFENSICHTLICH ANNEHMEN, DASS ... DIE PFLANZEN UM DER TIERE WILLEN DA SIND, DIE ÜBRIGEN TIERE UM DER MENSCHEN WILLEN ...«

Aristoteles

Der Kampf um die Tierpsyche

Vom 17. bis weit ins 20. Jahrhundert wurde zunächst erbittert um die Wiedergewinnung des tierlichen Bewusstseins und des Empfindungsvermögens gestritten, und zwar gegen cartesianische Tierseelenleugner bis hin zu behavioristischen Bewusstseinsignoranten (Behaviorismus = Erforschung des äußeren Verhaltens von Lebewesen unter Verzicht auf Aussagen über innere Bewusstseinszustände). In dieser Debatte um die entelechiale resp. Oikeiosis-Dimension wurde auch das Anthropomorphismusproblem verhandelt, also die methodische Frage nach der Angemessenheit der Übertragung menschlicher Selbstwahrnehmungen auf nichtmenschliche Tiere. Den Kampf der Bestreitung tierlichen Bewusstseins haben die Neocartesianer jedenfalls verloren. Kaum jemand bezweifelt heute noch ein psychisches Innenleben samt freud- und angstvollen Erlebniszuständen von Tieren, die allerdings nach der Zerstörung der wertgebenden vertikalen Teleologieachse erst einmal nichts weiter als wertfreie empirische Fakten abgeben. Um welchen Zweckes bzw. Eigenwertes willen sie welche Art von Berücksichtigung erfahren sollten, bedarf nach Hume einer weiteren Begründung. Insofern stehen die breit akzeptierten, auf Empfindungs- und Leidensfähigkeit rekurrierenden Tierethikansätze mit ihrer Behauptung der Werthaftigkeit von Empfindungsfähigkeit vor Humes Sein-Sollens-Kluft.

Im 19. Jahrhundert trieb Charles Darwin mit der Formulierung der Entstehung der Arten durch zufällige Variation in den Erbanlagen und blinde Selektion durch Umwelteinflüsse die Enteleologisierung und Wertneutralisierung der Naturvorstellung weiter voran. Trotzdem erblickten Verteidiger eines Eigenwertes der Tiere die Chance, den arroganten stoischen Anthropozentrismus, der sich seit der christlichen Spätantike mit der Lehre vom Menschen als Krone der Schöpfung verbunden hatte, endgültig zu Grabe zu tragen. Der Mensch gilt ihnen als Tier unter Tieren. Im Zeichen des Speziesismusvorwurfs, sich einst qua Artzugehörigkeit die Spitzenposition in der hierarchischen Kette der Wesen erschlichen zu haben, wird nun der moralische Egalitarismus ausgerufen: »All animals are equal!«

Doch wer erhebt die Forderung und an wen richtet sie sich? Die Forderung kann nur von Menschen erhoben werden und allein an Menschen gerichtet, die qua Vernunftvermögen in der Lage sind, unabhängig vom Lustgefühl Wertpräferenzen zu treffen und sich auf diese zu verpflichten. Das Bewusstsein, als einziges Wesen im Kosmos fähig und genötigt zu sein, vernünftige moralisch zu rechtfertigende Zwecke zu setzen, konstituiert für den Aufklärungsphilosophen Immanuel Kant den Menschen als Zweck an sich selbst oder Endzweck der Natur – in der Wertsprache ausgedrückt: als einziger moralischer Ei-

genwert, da er als einzig mögliche subjektive Wertquelle in der Welt unhintergebar ist. Das ist noch keine Anthropozentrik, sondern eine Anthroporelationalität, die deutlich macht, dass eine moralische Wertschätzung von Tieren unabhängig von einem menschlichen Subjekt als Wertquelle nicht denkbar ist.

Davon zu unterscheiden ist die normative Frage, welche Art von moralischer Wertschätzung Tieren zuteil werden sollte – zurückübersetzt in die Kantische Zwecksprache: für welche Art von Zwecken ihre Indienstnahme als Mittel moralisch gerechtfertigt werden kann. Tiere können u.a. als Arbeitstiere, Statussymbole oder Emotionsträger, als Individuen oder als seltene Repräsentanten ihrer Art geschätzt werden. Diese Formen menschlicher Nutzung werden unter der Bedingung der Beachtung des Tierwohls gerechtfertigt. Nutzungszwecke, die wie die Schlachtung oder Tierversuche das Tierwohl letztlich negieren, lösen starke Kontroversen aus, ob es dafür tatsächlich einen – wie in der Zweckbestimmung des deutschen Tierschutzgesetzes geforderten – »vernünftigen Grund« (§ 1 TSchG) gibt, und, wenn ja, welchen? Einige Tierrechtsvertreter sprechen sogar jeglicher Tiernutzung durch den Menschen die Legitimität ab. Diese Extremposition eines unantastbaren Eigenwerts von Tieren muss jedoch ihre Wertentscheidung ebenso durch vernünftige Gründe rechtfertigen, wie ihre Gegenposition der radikalen Vernutzung von Tieren als Material zu beliebigen menschlichen Zwecken, in denen der Besonderheit von Tieren und ihren Bedürfnissen keinerlei Rechnung getragen wird.

Die zeitgenössischen tierethischen Kontroversen fokussieren auf das physische und psychische Individualwohl von Tieren als empfindungsfähiger Lebewesen im unmittelbaren menschlichen Nahbereich. In der Praxis verlieren Haustierhalter nicht nur oft den proklamierten egalitären Eigenwertanspruch von Tieren aus dem Blick. Die umfassende Lebensraumzerstörung durch Vernutzung, Vermüllung und anthropogenem Treibhauseffekt fordert eine neue Rahmenerzählung über die Natur im Ganzen ein, in der nicht nur über den environmental impact der landwirtschaftlichen Nutztier-, sondern auch über den Einfluss des Ausmaßes der Heimtierhaltung auf den Artenschutz neu nachzudenken ist. Insofern ist die Wertschätzungsdebatte über die Dinge der Natur immer auf ein Naturverständnis im Ganzen bezogen.



Foto: XXX

Seit fünfzig Jahren Hilfe für schwache Herzen

Ohne die Pumpleistung des Herzens gibt es weder Kreislauf noch Leben. Versagt das eigene Herz, kann eine Herztransplantation helfen – oder vorübergehend ein Kunstherz.

Am 4. April 1969 ersetzte der amerikanische Herzchirurg Denton Cooley in Houston das versagende Herz des 47 Jahre alten Schriftsetzers Haskell Karp durch eine Plastikpumpe. Cooley hoffte, seinen Patienten am Leben zu halten, bis ein rettendes Spenderherz gefunden werden konnte. Karp lebte 60 Stunden mit dem mechanischen Herzersatz, bis dieser durch ein Spenderherz ausgetauscht werden konnte. Am Tage nach der Transplantation des Spenderherzens starb Karp – das Kunstherz hatte das Blut zwar gepumpt, dabei aber zu sehr zerstört.

Denton Cooley hatte mit der Implantation des Kunstherzens ein System angewendet, über das in vielerlei Ausführungen schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nachgedacht worden war. »Wenn es gelänge, das Herz durch einen Mechanismus zur Injektion von Blut zu ersetzen, ließe sich leicht jeder Körperteil beliebig lang am Leben erhalten«, schreibt schon 1812 der französische Arzt Julien-Jean Le Gallois. Vladimir Demikhov hatte 1937 in Moskau die Herzen dreier Hunde durch mechanische Blutpumpen ersetzt, 1957 wiederholte er das Experiment bei weiteren fünf Hunden. Er konnte die Tiere bis zu sieben Stunden am Leben erhalten.

Das Herz hat nur die Größe einer Faust, aber im Laufe eines 70-jährigen Lebens pumpt es eine Flüssigkeitsmenge, die einen Supertanker randvoll füllen würde. Das Herz ist eines der leistungsfähigsten Organe des Menschen, aber es ist auch sehr verletzlich: Herz- und Kreislaufkrankungen sind die häufigste Todesursache in Deutschland. Wenn das Herz zu versagen droht, hilft nur noch die Transplantation.

Mit der ersten erfolgreichen Herztransplantation durch Christiaan Barnard in Kapstadt am 3. Dezember 1967 rückte die Herztransplantation als mögliche Behandlungsmethode des endgültig

versagenden Herzens in das Licht der Öffentlichkeit. Schon bald trat aber der offensichtlich größte Nachteil dieses Verfahrens zutage: die Abhängigkeit von einem Spenderherzen, dessen Verfügbarkeit sich jeder Planung entzieht. Der Patient, dessen Herz endgültig zu versagen drohte, konnte zwar durch die Transplantation gerettet werden, viele der Patienten überlebten jedoch die Wartezeit nicht.

In doppelter Weise lenkte dieser Mangel Aufmerksamkeit, Aktivität und Hoffnungen auf das Kunstherz. Um die oft lange Wartezeit zu überbrücken, werden die schwachen Herzen der Patienten durch mechanische Herzunterstützungssysteme entlastet.

Es gibt viele Modelle von Kunstherzen. Grundsätzlich bestehen aber alle aus einer kleinen Pumpe und einem Elektromotor. Der Arzt setzt das Kunstherz zum Beispiel in die Bauchdecke unterhalb des Zwerchfells ein. In der Regel dauert der Eingriff drei bis fünf Stunden. Ein Kunststoffrohr leitet dann das Blut aus der Herzkammer in das Kunstherz. Von dort pumpt das Kunstherz das Blut über ein weiteres Kunststoffrohr weiter in die Hauptschlagader. Das Herz des Patienten bleibt im Körper. Das Kunstherz arbeitet zusätzlich und parallel zu ihm. Für die Stromversorgung und die Steuerung führt ein Kabel aus dem Körper heraus. Es lässt sich außerhalb des Körpers an eine Steuereinheit anschließen. Tagsüber kann die Stromversorgung durch Akkus erfolgen, die der Patient in einer Tasche am Körper trägt. Nachts schließt er das Kunstherz an die Steckdose an.

Inzwischen gibt es auch schon Kunstherzen, die sich direkt in die linke Kammer des ursprünglichen Herzens einsetzen lassen. Forscher arbeiten an Systemen, die ohne das aus dem Körper führende Kabel auskommen sollen. Sie befinden sich aber noch im Entwicklungsstadium.



Foto: DL Institut für Robotik und Mechatronik



Therapiehunde-Teams

Informationen über die Ausbildung von Therapiehunde-Teams gibt es beim Deutschen Bundesverband für Therapie- und Behindertenbegleithunde e. V. www.dbtb.info



Die Ausbildung setzt voraus, dass der Hund eine Begleit- und Verkehrshunde-Prüfung absolviert hat.

Das Therapiehunde-Team Ute Justus und Tara berichtet auf Facebook (Therapie-Aussie Tara) über seine Einsätze.

Hündin Tara spendet kranken und alten Menschen Trost und Freude. Zusammen mit seiner Besitzerin Ute Justus begleitet der Therapiehund auch sterbende Menschen im Hospiz.

{ KARIN VOGELSBURG }

Kuscheltherapie mit Tara

Mindestens einmal pro Woche bekommt Steffen Thämelt Besuch von Tara. Für den 28-Jährigen, der vor vier Monaten aufgrund einer fortgeschrittenen Tumorerkrankung ins Hospiz Radebeul zog, sind die Momente mit Tara etwas Besonderes – kein Wunder, denn Tara ist wirklich außergewöhnlich: ausgebildeter Therapiehund, folgsam, clever, sensibel, aber ausdauernd. Und eine Schönheit mit ihrem weichen, mehrfarbigen Fell und der weißen Brust.

Natürlich kommt die fünf Jahre alte Hundedame nicht allein zu den Bewohnern ins Hospiz. Immer mit dabei ist die ausgebildete Hospizhelferin Ute Justus. Sie ist weit mehr als Taras

»Frauchen«: Ute Justus und der Australian Shepherd sind ein eingeschworenes Therapie-Team. Und beide wissen, dass sie sich jederzeit aufeinander verlassen können.

Ohne zu mucken oder gar zu knurren lässt sich Tara von den Hospizbewohnern streicheln und knuddeln. Geduldig sitzt sie auf einem Stuhl neben dem Krankenbett oder legt sich – sofern der Patient das möchte – auch zu ihm ins Bett. Für diese Situation hat Ute Justus immer eine Decke dabei, die sie auf dem Bett ausbreitet, bevor sich Tara hinlegt. Selbst wenn sie kaum Platz hat, arrangiert sich die Hündin mit der Situation. Dann macht sie sich eben lang, damit

DAS TALENT ZUM THERAPIEHUND IST ZUM TEIL ANGEBOREN. OHNE BESTIMMTE WESENSMERKMALE GEHT ES NICHT. SO MÜSSEN DIESE BESONDEREN VIERBEINER AUSSERST STRESSRESISTENT SEIN.

sie irgendwie doch neben den Kranken passt. Und wird es ihr in dieser Lage dann doch irgendwann zu warm oder zu unbequem, kann sie sich darauf verlassen, dass Ute Justus es merkt und sie aus der Situation holt. Niemals käme es dem Therapiehund in den Sinn, einfach aufzuspringen.

Tiere haben therapeutische Wirkung

Das Talent zum Therapiehund ist zum Teil angeboren. Ohne bestimmte Wesensmerkmale geht es nicht. So müssen diese besonderen Vierbeiner äußerst stressresistent sein. Spezielle Hundeschulen bilden Therapienteams aus Mensch und Tier aus. Das Training umfasst Theorie – für den Zweibeiner – und Praxis für das Team. Auch mehrere Prüfungen müssen Mensch und Hund bestehen. Tara war gut ein Jahr alt, als ihre sechsmonatige Ausbildung begann. Auch ihr Vater war Therapiehund, was Ute Justus auf die Idee brachte, das tierische Familienmitglied ausbilden zu lassen.

Nach erfolgreicher Ausbildung können Therapiehunde-Teams zum Beispiel in Alten- und Pflegeheimen, im seelsorgerischen und pädagogischen Bereich arbeiten oder auch in Praxen, etwa für Ergotherapie, Physiotherapie oder Psychotherapie. Es ist wissenschaftlich erwiesen, dass Tiere durch ihre bloße Anwesenheit Therapien unterstützen und Leiden lindern können. Das zeigt sogar die körperliche Reaktion der Patienten: Das Streicheln eines Hundes oder einer Katze beruhigt und senkt die Herzfrequenz.

Zeit für Kranke und deren Angehörige

Ute Justus bekam ihren ersten Hund mit 14 Jahren. Schon als Jugendliche hatte sie Spaß daran, Hunde zu trainieren. Ein Talent hat die 52-Jährige aber auch für den Umgang mit Menschen. Dass sie gerade für alte und kranke Menschen eine Stütze sein kann, stellte Ute Justus fest, als sie als Arzthelferin arbeitete. Eigentlich ist sie Betriebswirtin. Doch nach dem Studium lernte sie noch einmal um und half zunächst in der Praxis ihrer Mutter und später in der ihres Mannes.

Häufig machte sie Hausbesuche und unterstützte Kranke und Pflegebedürftige. Auch im Hospiz Radebeul, das zum Trägerwerk Soziale Dienste in Ostdeutschland gehört und das erste stationäre Hospiz Sachsens war, ging Ute Justus ein und aus. Immer wieder stellte sie fest, wie viel es Kranken und ihren Angehörigen bedeutet, wenn sich jemand einfach Zeit für sie nimmt.





Vor fünf Jahren erkrankte Ute Justus selbst schwer. In der Arztpraxis kann sie seither nicht mehr mitarbeiten. So beschloss sie, sich ehrenamtlich zu engagieren und absolvierte eine Ausbildung zur Hospizhelferin. Sie gab ihrem Leben eine neue Wendung – gemeinsam mit Tara ist sie heute ehrenamtliche Kraft im Hospiz und im Altenpflegeheim Neufriedstein in Radebeul.

Hilfe, die keine Worte braucht

Australian Shepherds wie Tara sind Hütehunde – sie brauchen Aufgaben, die sie fordern, sonst langweilen sie sich. Gleichwohl sind die Krankenbesuche für die Hundedame anstrengend, nicht zuletzt, weil die Shepherds Arbeitstiere und keine Schoßhunde sind. Im Hospiz soll Tara sich aber vor allem streicheln lassen, Wärme und Trost spenden. Mehr als zwei Stunden »Kuscheltherapie« pro Tag mutet Ute Justus ihrem perfekt gepflegten Vierbeiner daher nicht zu.

Es kommt vor, dass die ehrenamtliche Hospizhelferin und Tara gemeinsam Menschen in den Tod begleiten. Ute Justus weiß, dass diese Situationen für ihren Hund besonders fordernd sind – und er dennoch instinktiv das Richtige tut. Sie erinnert sich an eine Begebenheit, als Tara zeigte, dass sie sich neben eine sterbende Frau legen wollte, die Mühe mit dem Atmen hatte. »Tara schmiegte sich noch einmal an sie an, legte ihren Kopf auf den Arm der Sterbenden und schloss die Augen. Bald beruhigte sich die Atmung der Frau. Es hat mich tief berührt, dass Tara noch einmal um den direkten Kontakt gebeten hat und mir dabei sehr tief in die Augen sah. Wir brauchen keine Worte, alles war klar«, beschreibt Ute Justus diesen innigen Moment.

Manchmal brauchen Zwei- und Vierbeiner Abstand

»Das ist der Hunde-Effekt«, weiß Justus: Tara beruhigt und ist präsent, wenn Worte fehlen oder stören. Aber sie kann auch aufmuntern. In jedem Fall schenkt sie Glücksmomente. »Die Augen der Menschen beginnen zu strahlen, wenn wir ins Zimmer kommen«, berichtet die Hospizhelferin. Der Hund bricht das Eis, erleichtert das Gespräch – und die Krankheit steht wenigstens für einige Augenblicke nicht mehr im Mittelpunkt.

Verarbeiten müssen sowohl die zwei- als auch die vierbeinige Ehrenamtliche ihren Einsatz bei schwerkranken Menschen. Lange Spaziergänge helfen beiden. Und Tara darf sich einmal pro Woche im Rudel mit anderen Hunden richtig austoben.

Ute Justus versucht, keine seelische Last mitzunehmen, wenn sie das Hospiz verlässt – was ihr nicht immer leichtfällt, zumal, wenn sie einen Kranken über längere Zeit begleitet. Wie zum Beispiel Steffen Thämelt, dessen Mutter sein Hospizzimmer teilt, um immer in der Nähe ihres krebskranken Sohnes zu sein. »Ich habe selbst zwei erwachsene Kinder und kann mich sehr gut in die Situation dieser Mutter hineinversetzen. Da muss ich manchmal innerlich einen Schritt zurückgehen, um die professionelle Distanz zu wahren«, sagt Ute Justus. Missen möchte sie die Erfahrungen im Hospiz trotzdem nicht: »Man erfährt so viel Liebe und Dankbarkeit.«

Einmal im Jahr geht Ute Justus auf den Friedhof. Dort besucht sie die Gräber der Menschen, die sie in ihren letzten Lebenswochen und -tagen begleitet hat: »So schließt sich der Kreis.« Tara ist bei diesen Friedhofsbesuchen natürlich an ihrer Seite.



{ ANGELIKA SCHMELZER }

Tiere, die Menschen helfen

Im Gegensatz zu Haus- und Nutztieren ist der Einsatz von Delfinen zu Therapiezwecken mehr als zweifelhaft

eine mehrere Tausend Euro teure Behandlung zu finanzieren und zu ermöglichen. Hinter diesen und ähnlichen Artikeln, oft begleitet von anrührenden Bildern kranker, behinderter Kinder verbergen sich erschütternde Schicksale, kleine Menschen mit schweren und schwersten Behinderungen, verzweifelte Eltern, unglückliche Geschwister, Ärzte, die nicht weiter wissen, Therapeuten, die aufgeben mussten, Angehörige, die alle Hoffnung auf Besserung verloren haben. Und dann plötzlich dieser Lichtblick: Delfintherapie!

»Die kleine Elisa braucht Ihre Hilfe!« – so oder so ähnlich beginnen sie, die Spendenaufrufe, die wir alle aus Tageszeitungen und lokalen Wochenblättern kennen. Elisa, ein schwer geistig, körperlich oder seelisch beeinträchtigter kleiner Blondschof benötigt dringend eine spezielle Therapie, eine Delfintherapie. Die muss allerdings von den Eltern selbst finanziert werden und nun hofft man auf Spenden mitfühlender Leser, um



Karin Vogelsberg (*1967) studierte Germanistik und Anglistik in Bonn und Stirling (Schottland). Sie lebt als freie Journalistin in Dresden und ist unter anderem für die Jüdische Allgemeine und den Öko-Test-Verlag tätig.

Informationen

Unabhängiges Portal:
www.tiergestuetzte-
therapie.de

Berufsverbandes
Tiergestützte Therapie,
Pädagogik und
Fördermaßnahmen:
www.tiergestuetzte.org

European Society for Animal
Assisted Therapy (ESAAT):
www.esaat.org

International Society of
Animal Assisted Therapy
(ISAAT):
www.at-isaat.org

Stiftung Bündnis
Mensch und Tier:
www.buendnis-mensch-
und-tier.de

**KEIN WUNDER, DASS THERAPIETIERE INZWISCHEN FAST FLÄCHENDECKEND
EINGESETZT WERDEN. IN KRANKENHÄUSERN, ALTEN- UND PFLEGEHEIMEN
UND ANDEREN EINRICHTUNGEN KANN WILL MAN AUF DIE WERTVOLLE
HILFE BELLENDER, MIAUENDER UND WIEHERNDER CO-THERAPEUTEN NICHT
MEHR VERZICHTEN, DIE AUF KÖRPERLICHER WIE SEELISCHER EBENE
NEUE BEHANDLUNGSWEGE ERÖFFNEN, VERSCHÜTTETE ZUGÄNGE MÖGLICH
MACHEN, BEMERKENSWERTEN FORTSCHRITTEN DEN WEG BAHNEN.**

Wahre Wunderdinge lassen sich über diese außergewöhnliche Heilmethode lesen, von überraschenden Fortschritten, von verbesserter Lebensqualität, von neuem Mut, von Therapieerfolgen, wo jede andere Behandlungsmethode versagte. Doch medizinische Fachleute ebenso wie Tierschützer warnen: Flippers Hilfe hat einen hohen Preis. Und, nüchtern betrachtet, ist die Delfintherapie bestenfalls nutzlos, im schlimmsten Falle sogar gefährlich.

»Tiergestützte Therapie« ist der Oberbegriff, hinter dem sich ganz unterschiedliche Einsatzgebiete für Hunde, Katzen, Pferde, aber auch Kaninchen oder Lamas verbergen. Die befallten Therapeuten haben erstaunliche Fähigkeiten, wenn es um die Unterstützung und Heilung von chronisch kranken, behinderten oder verhaltensauffälligen kleinen und großen Patienten geht. Längst haben sich deshalb Bello, Mohrle und Fury als wertvolle »Arbeitskollegen« von Medizinern und Therapeuten etabliert. Eigene Berufswege, besondere Qualifikationen wurden für die menschlichen Begleiter entwickelt, um diesen Behandlungsansatz auch auf eine solide Basis zu stellen. Der Nutzen, die Erfolge der Tiergestützten Therapien sind für viele Teilbereiche inzwischen gut dokumentiert und unter Fachleuten unbestritten. Unmögliches können Therapietiere auch nicht möglich machen, kleine Wunder aber bewirken sie schon.

Hinter dem wenig fassbaren Begriff »Tiergestützte Therapie« verbergen sich nicht nur viele Tierarten vom kleinen, wolligen Karnickel bis zum schweren, gutmütigen Kaltblutpferd, sondern auch verschiedene Behandlungsansätze, Hilfen bei ganz unterschiedlichen Erkrankungen und Behinderungen. So unterstützen etwa im Rahmen der Hippotherapie Pferde speziell ausgebildete Krankengymnasten in der Behandlung von körperlichen Beeinträchtigungen, verhelfen beim Heilpädagogischen Reiten und Voltigieren verhaltensauffälligen Kindern zur Entwicklung sinnvoller Verhaltensmuster oder verschaffen psychisch Kranken wertvolle Erfahrungen. Besuchshunde beglücken kranke und alte Menschen in Einrichtungen und motivieren sie zur Aufnahme sinnvoller Aktivitäten, Therapiehunde unterstützen ausgebildete Fachkräfte bei der Therapie von Erkrankungen und Behinderungen und können sogar die Diagnostik bestimmter Krankheiten unterstützen, wenn den Patienten die für eine verbale Anamnese notwendigen sprachlichen Mittel fehlen. Die exotischen Lamas mit ihren Kulleraugen und dem kuschelweichen Fell laden durch ihre freundlich-zurückhaltende Art besonders zur Kontaktaufnahme ein und werden ebenfalls erfolgreich eingesetzt.



Katzen, Kaninchen im therapeutischen Einsatz, Blindenhunde und Therapiepferde, die Einsatzgebiete sind vielfältig, die positiven Wirkungen oft breit gefächert. Zwar lassen sich immer Schwerpunkte und gut definierte Behandlungsziele ausmachen, die Wirkung der Therapietiere auf den Patienten ist oft wesentlich umfassender und tiefgreifender, als es auf den ersten Blick scheint. Während das Therapiepferd sich unter dem Patienten mit beruhigendem Gleichmaß in Gang setzt und dabei seine eigenen Bewegungsimpulse auf das Becken seines kleinen Reiters überträgt, macht es den Patienten mit dem Bewegungsmuster des Laufens vertraut, lockert verkrampfte Muskulatur, fördert die Entwicklung eines dynamischen Gleichgewichtes – alles wertvolle Effekte und wichtige Schritte hin etwa zum selbständigen Gehen. So ganz nebenbei aber sorgt es auch für Erfolgserlebnisse, für Glücksgefühle, stimuliert über seinen typischen Geruch, sein seidenweiches Fell, das rhythmische Klopfen der Hufe die Sinne, fördert durch das gemeinsame Tun mit Therapeuten und Mit-Patienten die

sozialen Fähigkeiten, lockt verstörte Seelen aus der Isolation, heilt Körper, Seele und Geist und bringt neue Harmonie. Und was für die Hippotherapie mit speziell ausgebildeten Therapiepferden und qualifizierten Krankengymnasten gilt, lässt sich sinngemäß auch auf andere Therapietiere, andere Behandlungsformen übertragen. Tiergestützte Therapie ist oft eine im besten Wortsinne ganzheitliche Behandlungsform.

Diese Wirkungen sind inzwischen gut erforscht und belegt. So weiß man beispielsweise, dass es beim Streicheln von kuschlig weichem Fell der Hautkontakt beim Patienten zu einer vermehrten Ausschüttung von Oxytocin kommt. Dieses »Kuschelhormon« wirkt beruhigend und entspannend und ist mit Gefühlen wie Liebe und Vertrauen assoziiert.

Kein Wunder, dass Therapietiere inzwischen fast flächendeckend eingesetzt werden. In Krankenhäusern, Alten- und Pflegeheimen und anderen Einrichtungen kann und will man auf die wertvolle Hilfe bellender, miauender und wiehernder Co-Therapeuten nicht mehr verzichten,

die auf körperlicher wie seelischer Ebene neue Behandlungswege eröffnen, verschüttete Zugänge möglich machen, bemerkenswerten Fortschritten den Weg bahnen.

Wenn sich schon mit einer gewöhnlichen Hauskatze, mit Nachbars Lumpi und Fury aus dem örtlichen Reitstall so beeindruckende Ergebnisse erzielen lassen, was mag ein so faszinierendes, hoch intelligentes und kommunikationsfreudiges Tier wie der Delfin erst möglich machen? Auf den ersten Blick erscheint der Einsatz der Meeressäuger mit dem charmanten Dauerlächeln in der Tiergestützten Therapie nur konsequent. Es sind allerdings gleich mehrere, schwerwiegende Gründe, die ein ungutes Licht auf diese Form von Therapie werfen.

In der etablierten Tiergestützten Therapie werden ausschließlich Haustiere und landwirtschaftliche Nutztiere eingesetzt, die schon seit langer Zeit in der Obhut des Menschen leben. Alle Therapietiere sind von klein auf den Umgang mit Menschen gewöhnt, werden speziell für ihr Aufgabengebiet ausgewählt und umfassend ausgebildet. Eine artgerechte Haltung und Erziehung sowie genügend Ausgleich sorgen dafür, dass sie ihrem anstrengenden Beruf lange mit großer Motivation und erhaltener Gesundheit nachgehen können. Ganz anders sieht das Leben der Therapie-Delfine aus.

Delfine sind Wildtiere, die nie domestiziert wurden. Sie lassen sich in Aquarien und Delfinarien nicht artgerecht halten. Experten sind sich einig: Selbst die Unterbringung in abgesperrten Buchten stellt für die Meeresbewohner eine ganz erhebliche Beeinträchtigung ihrer Lebensqualität dar. Die extrem intelligenten Tiere können in Menschenhand kein normales Sozialverhalten zeigen, sich nicht artgerecht bewegen – sie werden bis zu 55 km/h schnell, tauchen bis 300 Meter tief und legen im Meer große Strecken zurück – oder jagen. Die erzwungene Untätigkeit in Gefangenschaft, die Gleichförmigkeit ihrer künstlichen Umgebung stellt für die bewegungsfreudigen und aktiven Tiere, deren Intelligenz mindestens der von Primaten gleichkommt, eine lebenslange, ununterbrochene Qual dar. Es ist erwiesen, dass Delfine in Delfinarien und vergleichbaren Einrichtungen durch den mit der Haltung verbundenen Stress erkranken, sie leiden unter Magengeschwüren, Immunschwäche, aber auch unter gravierenden Verhaltensstörungen. Delfinarien stehen deshalb weltweit in der Kritik. Tierschützer und Ozeanologen begrüßen die Tatsache, dass nach und nach immer mehr Delfinarien geschlossen werden – majestätische Orcas, die in badenwannengroßen Becken alberne Kunststücke vorführen, werden hoffentlich bald der Vergangenheit angehören.

Tiere helfen in einem therapeutischen Prozess vor allem, in dem sie die Kommunikation erleichtern, Angst und Stress mindern, das Wohlbefinden steigern und die Motivation erhöhen. Besonders vom Einsatz von Tieren profitieren Menschen, die in unserer Welt der »Sprache« nicht oder nicht so gut zurechtkommen, wie zum Beispiel Menschen mit Autismus, geistiger Behinderung, Demenz aber auch Menschen, die über ein Trauma nicht sprechen können. Dies liegt wahrscheinlich daran, dass dies Menschen sind, bei denen Empathie, also das Einfühlen können ohne viel Worte, sehr wichtig ist. Tiere sind meist sehr empathisch und dies erlaubt es ihnen, sich schnell und automatisch den emotionalen Befindlichkeiten eines Anderen zuzuwenden. Tiere haben auch keinen Erwartungsdruck, Therapeuten oder Pädagogen gehen immer mit Erwartungen und Zielsetzungen an die Behandlung heran.



Angelika Schmelzer arbeitet als freie Buchautorin, Pferdefachjournalistin und Fotografin. Ihr Interesse gilt neben dem Pferdesport vor allem Themen wie Naturschutz und Tierhaltung. Ihre Fotomotive findet die im Hunsrück lebende Journalistin häufig im Nationalpark Hunsrück-Hochwald.

DU DARFST SCHWEIN SEIN IN DIESER WELT

Die zwölf chinesischen Tierkreiszeichen

Die Entstehung der chinesischen Astrologie reicht Tausende von Jahren zurück. Schon im altertümlichen China wurde Astrologie dafür verwendet, Stärken und Schwächen, Charaktereigenschaften sowie bestimmte Neigungen oder Talente von Menschen zu deuten. Doch auch heute noch spielt für die Chinesen die Astrologie ein wichtiger Faktor in ihrem Leben, hier allem voran die zwölf chinesischen Tierkreiszeichen.

Die chinesischen Tierkreiszeichen sind eine ungewöhnliche Kombination aus zwölf Tieren, hierunter die Ratte, der Büffel, der Tiger, der Hase, der Drache, die Schlange, das Pferd, das Schaf, der Affe, der Hahn, der Hund sowie das Schwein. Die Auswahl dieser Tierarten beruht auf einer Vielzahl von Legenden, deren Wurzeln tief in der chinesischen Mythologie verankert sind.

Die chinesischen Tierkreiszeichen unterscheiden sich in ihrer Entstehung und Berechnung im großen Maß von unserem westlichen System. Im Gegensatz zu unserem System, in welchem jedem Monat ein anderes Sternzeichen zugeordnet wird, wird beim chinesischen System jedem Mondjahr ein bestimmtes Tier gewidmet, d. h. dass die Tierkreiszeichen nach dem Jahr, in dem man geboren wurde, berechnet werden und nicht nach dem Monat.

Da in China das Neujahr nicht am 31. Dezember, sondern erst in der 1. Neumondnacht zwischen Ende Januar und Mitte Februar gefeiert wird, müssen Menschen, die im Januar bzw. Anfang Februar geboren wurden, ein Jahr von ihrem Geburtsjahr abziehen.

Wie auch bei uns, werden jedem chinesischen Tierkreiszeichen bestimmte Eigenschaften zugeordnet.



Es hat uns
das Herz
zerrissen!

Ein Hundeleben dauert in der Regel – abhängig von Rasse und Gesundheitszustand – zwischen zwölf und sechzehn Jahren, eine Katze kann bei guter Pflege sogar zwanzig Jahre alt werden. Nach vielen glücklichen, gemeinsamen Jahren heißt es dann eines Tages Abschied nehmen vom vierbeinigen Freund.





Es hat uns das Herz zerrissen!

Tierbestattungen sind in der Menschheitsgeschichte nichts Neues. Ihnen lagen oft kultische Motive zugrunde. Die moderne Tierbestattung ist dagegen dem Bedürfnis nach einem würdevollen Umgang mit dem toten – dem eigenen – Tier entsprungen. Außerdem verleiht sie der Trauer über den Verlust des Tiers Ausdruck, was wiederum auf Tierfriedhöfen recht eindrücklich zutage tritt.

In ihrer modernen Form sind Tierfriedhöfe – zumindest in der westlichen Kultur – eine Erscheinung des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Sie blieben bis zum Ende des 20. Jahrhunderts eine kulturelle Randerscheinung. Seitdem entstanden immer mehr Tierfriedhöfe. In den 2000ern kamen außerdem immer mehr Tierkrematorien hinzu, die wiederum die Möglichkeit bieten, die Tiersache nach Hause mitzunehmen. Ein weiteres Novum ist das Konzept einer gemeinsamen Bestattung von Mensch und Tier, das im Frühjahr 2015 mit der Eröffnung erster, speziell dafür vorgesehener Friedhöfe umgesetzt wurde.

Dies lässt erkennen, dass nicht nur die Friedhofskultur in Bewegung ist, sondern dass sie sich zunehmend auch auf das Tier ausweitet. Demnach scheint sich – so die daraus ableitbare These – das Mensch-Tier-Verhältnis über die letzten Jahrzehnte qualitativ verändert zu haben, was außerdem durch den fast kontinuierlichen Anstieg der Heimtierpopulation wie auch durch das immer größere, dem Heimtier geltende Dienstleistungs- und Produktspektrum indiziert wird.

In diesem Kontext gilt es den Aspekt der Anthropomorphisierung, d.h. Vermenschlichung, ins Spiel zu bringen. So ist es ein wesentliches Merkmal der Heimtierhaltung, dass das Heimtier Tendenzen zur Anthropomorphisierung ausgesetzt ist. Dass diese qualitativ variieren können, ist dabei einleuchtend. Naheliegend ist aber ebenso, dass ein vermenschlicht geprägter Umgang mit dem Tier nicht unbedingt mit dessen Ableben endet, sondern darüber hinaus – postmortal – fortgeführt wird. Inwiefern dies geschieht, kann an Tiergräbern und ihrer Ausgestaltung abgelesen werden. Als eine final sichtbare Form bilden sie somit eine wichtige –

wenn auch nicht alleinige – Analysequelle, die heutige Mensch-Tier-Beziehung einzuordnen und dabei qualitativ zu präzisieren.

Allein die Entscheidung, das eigene Tier nach dessen Ableben unbedingt bestatten und es im heimischen Garten oder eben auf einem Tierfriedhof beisetzen zu wollen, führt zunächst einmal sehr deutlich die unterschiedliche Wahrnehmung von Tieren durch den Menschen vor Augen. So ist die Handlungsform der Tierbestattung grundsätzlich ein Kennzeichen dafür, dass der tote Tierkörper nicht als Kadaver, sondern als Leichnam wahrgenommen wird: Einen Kadaver entsorgt man – einst in Abdeckereien, heutzutage in Tierkörperbeseitigungs- bzw. -verwertungsanlagen –, einen Leichnam bestattet man. Das Tier bekleidet also nicht die Rolle eines Objekts, wie es für Nutztiere zutrifft, sondern – begünstigt durch anthropomorphe Handlungs- und Verhaltensmuster – die Rolle eines Subjekts. Das Tier wird also schon zu dessen Lebzeiten individualisiert, als ein Wesen auf (nahezu) Augenhöhe des Menschen wahrgenommen und bisweilen sogar seine Höherstilisierung herbeigeführt. Ableitbar ist dies etwa aus besonderen Titulierungen oder Wesensbeschreibungen, die auf dem Tiergrab als Bestandteil von Inschriften oder Textniederlegungen in Erscheinung treten (z.B. Wundergeschöpf, Zaubermaus, Götterfunken; lieb, treu, toll).

Tierfriedhöfe bieten Raum, diese Individualisierung auch im Tod beizubehalten und ihr über das Grabzeichen und/oder die Grabflächenaccessoires langfristig und pointiert Ausdruck zu verleihen. Derartige Pointierungen oder gar Überzeichnungen finden sich auf Humangräbern nicht bzw. sind untypisch. Unabhängig davon weisen Tiergräber dennoch diverse Parallelen zu Humangräbern auf. Dies lässt sich allein schon an der formalen Ausstattung von Tiergräbern festmachen. Im Rahmen einer Untersuchung mehrerer bundesdeutscher Tierfriedhöfe konnte festgestellt werden, dass die meisten Tiergräber ein Grabzeichen aufweisen und dekoriert sind, sodass Humanfriedhöfe demzufolge eine Leitbildfunktion für Tierfriedhöfe haben.

Die Grabzeichen zeugen allerdings von einer großen qualitativen Spannweite. Diese Auffälligkeit ergibt sich aus dem Erscheinungsbild von Humangrabzeichen als den allgemein hin sehr viel vertrauteren Totengedenkzeichen. So zeugen nicht wenige Tiergrabzeichen von einer improvisiert wirkenden Formensprache und Ausgestaltung, indem es sich um Eigenkreationen – teils aus Alltags- und Gebrauchsgegenständen konstruiert – oder um zu Grabzeichen umgewidmete kommerzielle Andenkenobjekte handelt.

Auch wenn viele dieser Objekte bzw. Motive einer mehr oder weniger starken Profanisierung unterliegen, sind sie dennoch ein Verweis darauf, dass Religiosität im Sinne christlicher Traditionen – trotz Säkularisierung – eine große Rolle spielt. Dies gilt sowohl für Tierfriedhöfe, die in überwiegend protestantischen Regionen liegen als auch für solche in Regionen mit einem überwiegend katholischen Bevölkerungsanteil. Wichtig jedoch ist hierbei zu wissen, dass christliche Symbole auf vielen Tierfriedhöfen verboten sind, da nach ursprünglich christlichem Glaubensverständnis ausschließlich dem Menschen die Überwindung des Todes durch Wiederauferstehung vorbehalten ist. Dass sich Tierhalter über dieses Verbot hinwegsetzen – viele Tierfriedhofsbetreiber tolerieren dies –, verweist auf die geglaubte oder erhoffte Präsenz des Tiers über seinen Tod hinaus. Mittels eines bekannten Spektrums an Sinnbildern, wie sie im Kontext »humaner« Bestattungs- und Trauerriten üblich sind, wird also ein ewiges »tierliches« Leben erhofft bzw. eingefordert.

Hieran ist anzuknüpfen, dass die Trost versprechenden Vorstellungen von einer nachtodlichen Tierexistenz manchmal auch in transzendental-spirituelle, interkulturelle oder interreligiöse Sinnbilder eingebunden werden.

Beispiele sind das Sinnbild von der Regenbogenbrücke, der Rückgriff auf archaisch-kultische oder auf andere (religiöse) Weltanschauungen verweisende Sinnbilder. Vereinzelt kreuzen sich diese Kategorien sogar, etwa wenn an einer opulenten Buddha-Figur Engel oder Putten befestigt sind.

Eine weitere Auffälligkeit besteht in der Artikulierung der Trauer. Neben gängigen Trauerfloskeln (z.B. »In ewigem Gedenken«) finden sich häufig auch persönlich an das Tier gerichtete Abschiedsworte, darunter Dankbarkeitsbekundungen, teils umfassende Liebeserklärungen oder es werden auch hochemotionale Reaktionen artikuliert (z.B. »Es hat uns das Herz zerrissen«). Aufgrund dieser Direktheit und Offenheit zeugt die Trauer von einer ungeheuren Authentizität, wie man sie auf Humanfriedhöfen hingegen nicht findet. Eine Ausnahme bilden Kindergräber, wie überhaupt Parallelen zwischen Kindergräbern und Tiergräbern unverkennbar sind. Dies ist kein Zufall und kann dahingehend interpretiert werden, dass Kinder in der Obhut von Erwachsenen – in der Regel ihrer Eltern – stehen. Wer sich ein Heimtier anschafft, steht in einer ähnlichen Verantwortung. »Kind« und »Tier« stellen Schutzbefohlene dar. Die für beide »Wesen« bestehende Fürsorgepflicht, aber auch die ihnen entgegengebrachte Zuneigung, finden auf ihren jeweiligen Gräbern ihren sichtbaren Niederschlag.

Hält man sich nun noch einmal vor Augen, dass Tierfriedhöfe erst ab den 1990er-Jahren merklich an Bedeutung gewonnen haben und die Ausdrucks- und Artikulationsformen der Tiertrauer – im Gegensatz zur Humantrauer – oftmals sehr viel auffälliger in Erscheinung treten, so verweist dies in eine neue Dimension der Mensch-Tier-Beziehung. Die Gründe dafür sind primär in sozio-ökonomischen Veränderungen zu suchen. So haben die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer schneller sich vollziehende Industrialisierung und Urbanisierung zu einer ausgeprägten Umweltveränderung für den Menschen geführt, etwa dergestalt, dass Alltagskontakte zu Tieren zusehends entfielen. Die Heimtierhaltung – eine Erscheinung des 19. Jahrhunderts, die sich erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts deutlich ausgebreitet hat und seitdem auch kein Privileg mehr der Oberschichten darstellt – kann deshalb als ein Versuch, vor allem des »Städters« gewertet werden, den Wunsch nach Tierkontakten – auch nach »Natur« – weinzulösen.

Es hat uns das Herz zerrissen!



Letzte Ruhestätte für Kino-Hunde und Promi-Katzen

Foto: Esther Halimann

92600 Asnières
(Hauts-de-Seine), 4,
Pont de Clichy,
Métro: Asnières,

Öffnungszeiten:
Mo. bis Sa. 9.00 – 11.45 Uhr
und 14.00 – 17.45 Uhr,
So. 14.00 – 17.45 Uhr

Der 110 Jahre alte Tierfriedhof vor den Toren von Paris ist einer der ältesten der Welt. Hier liegen neben unbekanntem Vierbeinern auch der berühmte Hollywood-Hund Rin Tin Tin und die tierischen Wegbegleiter zahlreicher Prominenter begraben.

Am Ufer der Seine gegenüber von Paris versteckt sich ein grünes Idyll. Zwischen hohen Bäumen, Blumenbeeten und Sträuchern reihen sich dicht an dicht kleine und größere Grabstätten für Hunde, Katzen, Affen, Schafe und Rennpferde. Manche der steinernen Monumente sind schmucklos einfach, viele zieren Fotos der Tiere, andere erinnern an chinesische Tempel, die mit Spielzeugen und Kitschfiguren aus Plastik dekoriert sind.

Der Friedhof war eine Idee der französischen Schauspielerin und Journalistin Marguerite Durand (1864–1936). Zuhause hielt sich die streitbare Feministin eine Löwin namens «Tigre», die ihr ein ehemaliger Gouverneur von Westafrika geschenkt hatte. In Paris mussten Tiere nach ihrem Tod damals noch zum Abdecker gebracht werden; die meisten Kadaver landeten aber einfach im Müll oder in der Seine. Als 1898 ein Gesetz Grabstätten für Haustiere erlaubte, kauften Durand und der Anwalt Georges Harmois das Grundstück im Nordwesten von Paris und eröffneten im Sommer 1899 den «Friedhof für Hunde und andere Haustiere».

Durand ließ dann später ihre Löwin und auch eines ihrer Reitpferde in Asnières begraben. Auf dem Friedhof fanden auch

Katzen und Hunde von Fürsten, Prinzessinnen, Politikern und Künstlern ihre letzte Ruhe. Der französische Staat würdigte verdiente Soldaten- und Polizeihunde mit einer Grabstätte.

Dass hier auch der US-Kinohund Rin Tin Tin ruht, hat er seiner Herkunft zu verdanken. Ein amerikanischer Soldat hatte ihn als Welpen am Ende des Ersten Weltkriegs in Lothringen entdeckt und nach Los Angeles gebracht. Dort wurde der intelligente Schäferhund bald zum Leinwandstar. Nachdem er 1932 der Legende zufolge in den Armen von Hollywood-Sexsymbol Jean Harlow verschieden war, wurden seine sterblichen Überreste nach Asnières überführt.

Wer sein Tier hier beerdigen lässt, mietet die Grabstätte oft nicht nur für ein paar Jahre, sondern für Jahrzehnte, was dann schon mehrere tausend Euro kostet. Für viele sei es ein Ort, der noch lange besucht werde, sagt Philippe Babé, stellvertretender Bürgermeister von Asnières. »Manchmal haben wir hier ganze Familien, die sich zum Gedenken versammeln. Und es gibt nicht wenige, die an Weihnachten einen Christbaum neben das Grab stellen.« ge.

Treue über den Tod hinaus

Foto: Unser Hain

Wo sich Menschen das Grab mit ihren Tieren teilen

Während die »normalen« Friedhöfe mit Rückgang der Bestattungszahlen und zu viel Platz zu kämpfen haben, sind Tierbestattungen zurzeit noch ein boomender Markt. Durch die kleineren Urnenbestattungen vergrößern sich zunehmend die unbelegten Friedhofsflächen. Bewirtschaftet werden müssen sie trotzdem. Den geringeren Einnahmen stehen höhere Ausgaben in der Friedhofspflege und steigende Personalkosten gegenüber. Hinzu kommt, dass Friedhöfe im kirchengemeindlichen Haushalt als sogenanntes »Sondervermögen« verbucht werden, und deswegen nicht durch Einnahmen aus der Kirchensteuer bezuschusst werden können.

Seit 2015 in Essen und Koblenz die ersten Friedhöfe für gemeinsame Beerdigungen von Mensch und Tier ausgewiesen wurden, wächst die Hoffnung bei den Friedhofsbetreibern auf ein neues Klientel. Schließlich leben fast 35 Millionen Tiere in deutschen Haushalten.

In Jena, Aschersleben, Leipzig und Görlitz oder auch Wien sind Mensch-Tier-Friedhöfe bereits in Betrieb oder geplant. Nun will auch der Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg diesen Schritt prüfen.

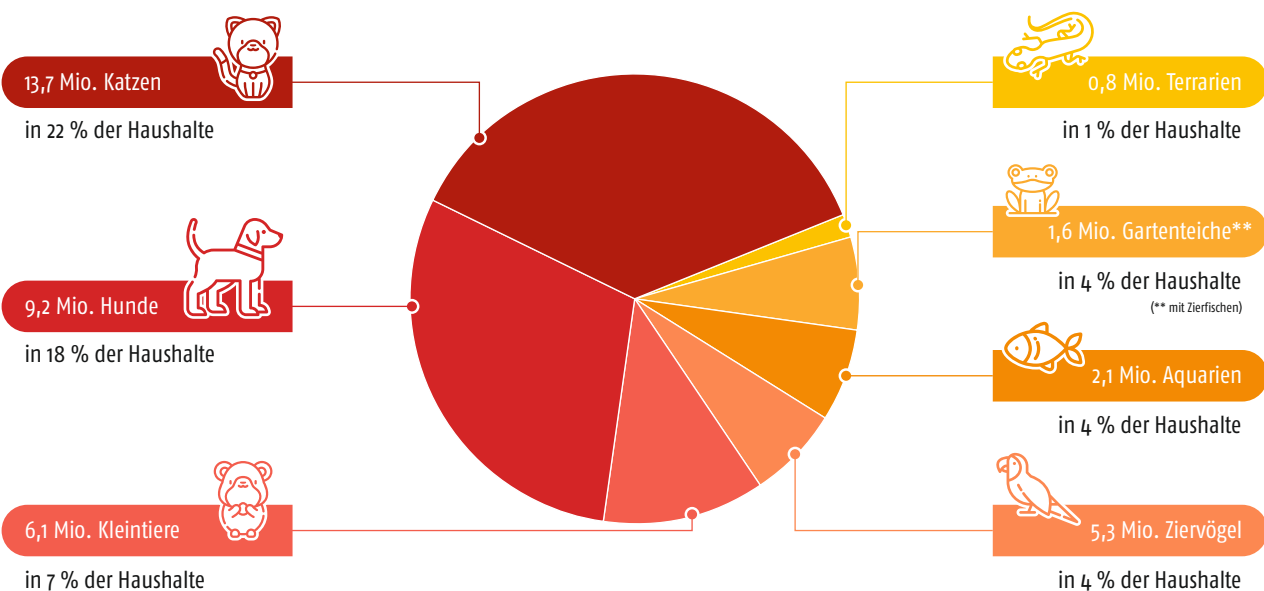
Speziell die katholische Kirche ist strikt dagegen – weil Tiere keine Seele und keinen freien Willen hätten – sich also auch nicht zur Kirche bekennen könnten. Doch der pensionierte Pfarrer Klaus Gal aus Essen hält dagegen: »Vor dem Sündenfall, der ja auch eine mythologische Geschichte ist, waren alle Lebewesen im Paradies vereint. Wenn wir davon ausgehen, dass wir nach dem Tod wieder in diese Einheit zurückgeführt werden, dann gehören Mensch und Tier nach dem Tod auch wieder in denselben Himmel.« Und führt weiter aus: »Wenn Menschen zu Tieren Freundschaft entwickeln und ihre Herzen und Seelen sich verbinden, ist es doch auch schön, wenn man das über den Tod hinaus ermöglicht.« Tatsächlich konnte anhand von Studien nachgewiesen werden, dass diese Nähe zwischen Hund und Mensch auf biochemischen Gemeinsamkeiten beruht. So fanden Forscher der Azabu University in Sagamiheraus, dass durch intensiven Blickkontakt das sogenannte »Kuschel- und Wohlfühlhormon« Oxytocin ausgeschüttet wird – bei Hund und Mensch gleichermaßen. Die Wissenschaftler vermuten darin Anzeichen für eine so enge, artübergreifende Bindung, dass sie sogar der von Mutter und Kind ähnelt. >>>

»WENN WIR DAVON AUSGEHEN, DASS WIR NACH DEM TOD WIEDER IN DIESE EINHEIT ZURÜCKGEFÜHRT WERDEN, DANN GEHÖREN MENSCH UND TIER NACH DEM TOD AUCH WIEDER IN DENSELben HIMMEL.«

Pfarrer Klaus Gal

Heimtiere in Deutschland

34,3 Mio. Heimtiere* leben in Haushalten in Deutschland. In 45 Prozent aller Haushalte werden Tiere gehalten. (*ohne Zierfische und Terrariertiere)



So wohnen Tierhalter

Haushaltsgröße		Alter	
1 Person	30 %	Bis 29 Jahre	15 %
2 Personen	35 %	30 bis 39 Jahre	19 %
3 Personen oder mehr	35 %	40 bis 49 Jahre	19 %
		50 bis 59 Jahre	21 %
		60 Jahre und älter	26 %

Alle Daten auf Grundlage von Erhebungen für das Jahr 2017 | © IVH/ZfP 2018 | Icons: FlatIcon

Die evangelischen Landeskirchen sind im Prinzip toleranter. Norbert Fischer, Historiker an der Universität Hamburg und Experte für Friedhofsgeschichte, Trauer und Bestattungskultur, sagt, auch aus Sicht der evangelischen Kirche hätten Tiere keine Seele, aber »sie achten auf die Funktion der Tiere, auf den gesellschaftlichen Aspekt, der dahinter steht. Tiere ersetzen allmählich den Lebensgefährten oder die Lebensgefährtin. Das spiegelt ja auch einen gesellschaftlichen Wandel wider, wenn gemeinsame Mensch-Tier-Bestattungen möglich sein sollen – und einzelne Vertreter der evangelischen Kirche respektieren

das eben und sagen: Gut, wenn den Menschen ein Haustier so wichtig ist – wenn sie eine so starke emotionale Beziehung entwickelt haben – dann sollte man auch die gemeinsame Bestattung in einem Grab ermöglichen.«

Die Asche der Tiere wird deshalb in einer eigenen Urne als »Grabbeigabe« nach der menschlichen beigesetzt. Das Konzept ist seit Jahrtausenden bekannt. Schon aus altägyptischen Gräbern sind Katzenmumien bekannt, und der preußische König Friedrich II. ließ seine Hunde nur wenige Meter neben seiner eigenen Gruft bestatten. ge.

Die Bestattungsgesetze der Bundesländer regeln die grundsätzlichen Fragen rund um das Thema Bestattung – also zum Beispiel welche Arten der Beisetzung zulässig sind und den Friedhofszwang. Daneben gibt es in den Städten und Gemeinden, die Friedhöfe betreiben, sogenannte Friedhofssatzungen. In diesen Regelungen geht es eher um die Details, also zum Beispiel um Themen wie Grabgestaltung und Grabpflege.

Und zum Teil bestimmen die Friedhofssatzungen, dass die Asche von Haustieren in einer eigenen Urne als Grabbeigabe mit vergraben werden kann. Ob Hund und Katz mit ins Grab dürfen, hängt also von den Gegebenheiten vor Ort ab. Auf manchen Friedhöfen gibt es für Menschen, die ihr Haustier als Grabbeigabe wollen, mittlerweile auch gesonderte Grabfelder.

Die Beigabe von Tierkadavern ist nicht möglich, das Tier muss zwingend eingeäschert sein. Und: Eine gemeinsame Beerdigungszeremonie für Mensch und Tier findet nicht statt. Die Tier-Urne kommt erst nachträglich ins Grab.

»GUT, WENN DEN MENSCHEN EIN HAUSTIER SO WICHTIG IST – WENN SIE EINE SO STARKE EMOTIONALE BEZIEHUNG ENTWICKELT HABEN – DANN SOLLTE MAN AUCH DIE GEMEINSAME BESTATTUNG IN EINEM GRAB ERMÖGLICHEN.«

SLUM-BEWOHNER DER GROßSTÄDTE



{ STELLA HOMBACH }

Foto: Giff Habeshaw / Unsplash

Warum wir Stadtauben nicht lieben können

Egal, ob Berlin, New York oder Tel Aviv – sie ist überall: die Taube. Und ich gebe es zu, ich kann sie nicht leiden. Sie kotet U-Bahn-Eingänge und Straßenecken zu, ist dreckig und kommt beim Frühstück im Straßencafé einfach immer zu dicht an den Teller gehüpft. Im Grunde ist sie ein hübsches Tier, runder Körper, schlanker Hals, Knopfaugen. Auch symbolisch hat die Taube was zu bieten: Sie verkörpert den Heiligen Geist, ist Sinnbild für Liebe, Treue und Frieden. Doch nützt ihr das alles im Alltag herzlich wenig.

Auf meiner täglichen Joggingstrecke geht es über eine Brücke und jedes Mal, wenn ich dort vorbeikomme, sitzen da unglaublich viele Tauben. Dann heißt es Augen zu und durch – und bloß nicht einatmen, man will sich ja nichts einfangen. Letztens fand ich es so eklig, dass ich spontan die Richtung wechselte und einen anderen Weg nahm. In diesem Moment fragte ich mich: Woher kommt eigentlich meine Aversion gegen das Tier?

Tatsächlich hat mir meine Mutter von klein auf eingebläut, dass ich mich vor der Taube in Acht nehmen sollte. Sie selbst hat eine regelrechte Phobie. Fallen die ersten dicken Regentropfen,

fasst sie sich ängstlich ins Haar, um sicherzugehen, dass es kein schleimiger Taubenkot ist. Über die Jahre habe ich ihre Abneigung internalisiert.

Und wir zwei sind nicht die einzigen. Laut einer Umfrage des Meinungsforschungsinstitut Mafo.de findet jeder Fünfte in Deutschland Tauben abstoßend. Frauen häufiger als Männer und die Jüngeren sowieso. Als ich kürzlich ein paar Freunde fragte, was sie von der Taube halten, rümpften fast alle angewidert die Nase. Eine Freundin trällerte Georg Kreislers »Tauben vergiften im Park«.

Das Problem, das wir mit Tauben haben: Es sind zu viele. In Berlin, der Stadt, in der ich lebe, sind es nach letzten Berechnungen um die 10 000 – ähnlich – wie in München, Hamburg oder Stuttgart. Weltweit sind es laut Experten an die 500 Millionen. Abermillionen Vögel also, die nicht mit hübschem bunten Federkleid auffallen, sondern das Graue in der Stadt widerspiegeln – und was grau ist, assoziieren wir automatisch mit Schmutz und Krankheit.

Tatsächlich ist die Taube weit mehr als ein lästiges Straßentier, das uns beim Joggen im Weg ist und Straßen vollkotet. Vielmehr zeigt sich an

Foto: Andrea Goeppe/Vatikanisches Amt für Philatelie und Numismatik



Vatikan bekennt zur Stadtaube

Jedes Jahr gibt der europäische Postverband »PostEurop« ein Motto für die Europamarken aus, und jedes Jahr beteiligt sich auch die Post des kleinsten Staates der Welt daran. Kleine Briefmarken sollen den großen alten Kontinent auf seine gemeinsamen Wurzeln, seine gemeinsame Kultur und Geschichte einschwören. Dieses Jahr wurde als Motto »Staatsvögel« vorgegeben. Und der Vatikan hat nicht den Adler oder die Friedens-Taube gewählt, sondern den am wenigsten geliebten Vogel genommen, den Vogel, der als Ratte der Lüfte geschmäht wird. Das höchste Amt der Kirche und der einfachste Vogel der Welt.

ihr, was passiert, wenn der Mensch sich in das Leben und die Fortpflanzung von Tieren einmisch. Denn dass sich Tauben in Städten derart vermehren, liegt nicht nur daran, dass sie von Natur aus anpassungsfähig und intelligent sind. Es ist vor allem die Schuld von uns Menschen: Wir selbst haben den Vogel über Jahrhunderte hinweg domestiziert. Die alten Ägypter haben damit angefangen, als sie Taubenkot zum Düngen nutzten. Die Römer hielten den Vogel dann vor allem, um ihn als Delikatesse zu verzehren – genau wie später die Österreicher. In Wien sollen Ende des 19. Jahrhunderts noch an die 750 000 Tauben pro Jahr im Bräter gelandet sein.

Unsere Straßentauben sind damit im Grunde nichts anderes als verwilderte Nutz- und Haustiere, die über Jahrhunderte darauf getrimmt wurden, Fleisch, Eier und Kot zu produzieren – und zwar ganzjährig. Heute sind Tauben bereits mit drei Monaten geschlechtsreif und haben bis zu sieben Bruten pro Jahr. Früher hätten wir uns über die Gebärfreudigkeit und große Anzahl der Tauben gefreut, jetzt empfinden wir sie als Problem. Die Zeiten ändern sich.

Unter der großen Taubenpopulation leiden die Tiere selbst am meisten: Eigentlich sind sie Körnerfresser, in den heutigen Städten ist Getreide jedoch rar und die Vögel sind zu Allesfressern konvertiert. Dass ihnen die vielen pappigen Brötchen, Dönerreste und Kuchenkrümel, die sie auf der Straße und im Mülleimer finden, nicht bekommen, zeigt ihr Kot, diese meist weißlich und grüne Flüssigkeit, die auch meine Mutter mal in den Haaren hatte. Wären die Tauben artgerecht ernährt, hätten sie dunklen und festen Stuhl. Aber durch Mangelernährung sind sie anfällig

für Krankheiten und Parasiten, die weniger für den Menschen als für den Taubennachwuchs problematisch sind: Zwischen 80 und 90 Prozent der Jungtiere sterben im Nest.

Dass wir von dem »Massensterben« nichts mitbekommen, liegt daran, dass Tauben ihre Nester meist in Dachstegen, Gebäudenischen, Gesimsen, Türmen, Brücken oder Bahnhofshallen bauen. Stirbt ein Vogeljunges, verweist es im Nest, ohne dass wir es bemerken. Die Tiere leben in Slums.

Das Tier zieht im Vergleich zu uns also definitiv den Kürzeren, und große Gefahr geht von ihm auch nicht aus: Eine Übertragung von Krankheitserregern durch freilebende Tauben auf den Menschen ist zwar möglich, aber unwahrscheinlich, wir schmieren uns ihren Kot schließlich nicht aufs Brot. Der Kontakt zu Haustieren birgt deutlich größere Gefahren. Auch die massenhafte Vermehrung des Vogels wäre in den Griff zu kriegen. Experten raten zum Beispiel zu betreuten Taubenschlägen, in denen die Eier der Tiere durch Gipsattrappen ersetzt werden. Auf diese Weise bekäme die Taube einen festen Schlafplatz, Futter, das ihr auch bekommt, und sie müsste nicht zu sehen, wie ihre Jungen vor ihr sterben.

Vermutlich will nun nicht gleich jeder Taubenschützer werden. Wir müssen sie ja auch nicht lieben oder als neues Haustier adoptieren. Aber vielleicht denken wir beim nächsten Igit-Moment daran, dass es dem Tier oft nicht gut geht, dass der Döner nicht sein Leibgericht ist und dass auch wir eine Mitschuld daran tragen, dass die Taube sich derart in unseren Städten ausbreiten konnte. Mal sehen, ob mir das bei meiner nächsten Joggingrunde gelingt.



Foto: privat

Stella Hombach hat Kulturwissenschaften studiert und arbeitet als Redakteurin für das Onlinemagazin »Ihre Gesundheitsprofs« in Berlin. Nebenbei schreibt sie für Medien wie »Spiegel Online«, den österreichischen »Standard« oder »Zeit Online«, wo der Beitrag auch zuerst erschienen ist.

Werktags Tierversuch, sonntags Predigt

{ MADELEINE SPENDIER }

Stefan Schlatt gehört zu den wenigen Reproduktionsforschern in Deutschland. Er erforscht die männlichen Fortpflanzungsfunktionen, um Risiken für eine Unfruchtbarkeit verringern zu können. Dafür greift er auch auf Tierversuche zurück. Vor wenigen Monaten wurde er zum Ständigen Diakon geweiht. >>>



Herr Schlatt, Sie sind Naturwissenschaftler und Diakon, wie passt das zusammen?

Warum sollte das nicht zusammenpassen? Ich bin Forscher und kein Arzt, der Abtreibungen vornimmt. Das fände ich problematischer. Ich habe sogar einige Semester Katholische Theologie studiert. Natur und Glaube sind für mich kein Widerspruch. Ich erkläre mir die Welt nur an manchen Stellen anders, als es in der Bibel steht.

Glauben Sie daran, dass Gott die Welt erschaffen hat?

Ich glaube an einen Gott, der die Schöpfungsgeschichte beginnen ließ. Aber das Leben auf unserer Erde ist spontan entstanden und hat sich aus sich selbst organisierenden organischen Makromolekülen entwickelt. Dann sind einzelne Zellen entstanden und daraus die Vielzeller, ein faszinierender Prozess der sich in jedem Lebewesen neu ereignet. Für mich ist Gott ein Gott der Liebe. Dies wird wunderbar erzählt in

der Geschichte des ersten Liebespaares in der Bibel, Adam und Eva. Sie haben im Unterschied zu allen Tieren Nacktheit und Schuld entdeckt und herausgefunden, wie sie verantwortlich miteinander umgehen und sich lieben können.

Genau das erforschen Sie auch ...

Ja, ich beschäftige mich mit männlichen Fortpflanzungsfunktionen. Aktuell untersuchen wir Spermien auf ihre biochemischen und physiologischen Eigenschaften wie Überlebensrate, Beweglichkeit und Anzahl. Es fehlen bislang Methoden, mit denen man die Spermienqualität im Hinblick auf ihr Erbgut beurteilen kann. Gelingt uns das, könnte man die optimalen Spermien finden. Die Idee dabei ist, bei einer künstlichen Befruchtung nur Spermien mit gesunder DNA zu verwenden und damit die Erfolgchancen auf ein gesundes Kind zu erhöhen. Eine solche Methode würde die Spermiendiagnostik revolutionieren.

Sie überlassen es also nicht dem Zufall, ob neues Leben entsteht?

Männliche Unfruchtbarkeit ist ein weit verbreitetes Leiden. Jeder zehnte Mann ist davon betroffen. Wir arbeiten zum Beispiel mit Patienten, die in ihrer Kindheit oder Pubertät eine Chemotherapie oder eine Bestrahlung hinter sich bringen mussten und dadurch häufig unfruchtbar werden. So finde ich auch die künstliche Befruchtung durchaus gerechtfertigt. Um das zu ermöglichen, untersuchen wir Störungen der männlichen Fortpflanzungsfunktionen und des Hormonhaushalts in verschiedenen Lebenssituationen. Wir testen dies auch anhand von Affen aber natürlich auch an humanen Spermien. Allerdings können wir am Ende nur sehr wenig beeinflussen, da selbst beim Aussortieren der offenbar gestörten Spermien die Neukombination der Gene zufällig geschieht, und dies ist auch gut so. Wunschkinder mit bestimmten Merkmalen suchen wir uns durch Partnerwahl und nicht

durch Laborverfahren aus. So funktioniert übrigens Evolution im Allgemeinen.

Sie führen Tierversuche durch?

Ja, aber natürlich nur, wenn sich diese Versuche wissenschaftlich rechtfertigen lassen, genehmigt wurden und verantwortlich durchgeführt werden können. Wenn ich brauchbare Ergebnisse haben will, muss ich dafür an Tieren experimentieren. Wir haben am Institut etwa hundert Weißbüschelaffen und fünfzig Makaken. Zum Beispiel kastrieren wir einige Männchen und transplantieren ihr Hodengewebe in Mäuse, um sie auf diese Weise später weiter untersuchen zu können.

Töten Sie die Tiere auch?

Ja, wenn es sein muss. Wir töten Tiere, um mit deren Organen zu arbeiten und entnehmen dazu neben den Hoden auch viele weitere lebenswichtige Organe wie Gehirn oder Herz für Forschungszwecke in anderen Abteilungen. Natürlich ernte ich dafür viel Kritik. Aber ich mache das, um Menschen zu helfen, damit sie Eltern werden können. Andere Kollegen erforschen andere Krankheiten. Es hat keinen Sinn, das gegeneinander abzuwägen. Es macht keinen Spaß, Affen zu kastrieren oder zu töten, das müssen Sie mir glauben.

Geraten Sie dabei mit Ihrem christlichen Gewissen in einen Konflikt?

Nirgendwo in der Bibel steht, dass das Töten von

Tieren verboten ist. Josef, der Vater von Jesus, opfert im Tempel eine Taube. Für Juden war das normal. Heute brauchen wir keine Opfertiere mehr. Aber wir töten Tiere, um sie zu essen. Für mich ist es leichter, auf ein Schnitzel zu verzichten, als auf Tierversuche. Ich arbeite mit Tieren, weil es für einige Fragestellungen keine andere Möglichkeiten oder Modelle gibt. Wir bemühen uns aber auch um Alternativmethoden zum Tierversuch. Aber wenn ein Mann trotz Chemotherapie noch Vater werden kann, dann ist das für mich ein guter Grund, den Einsatz von Tiermodellen zu rechtfertigen. Ich selbst bin jedoch eher kritisch gegenüber Tierversuchen und sehe den Umgang mit Tieren und die Achtung ihrer



Foto: KNA/Harald Oppitz

Madeleine Spendier studierte Deutsche Philologie, Italienisch und Medien sowie Katholische Theologie in Graz. Sie promovierte in Katholischer Theologie. Bis Ende 2015 war sie als Redakteurin in der Online-Redaktion sowie als Leiterin der Videoredaktion für die Diözese Rottenburg-Stuttgart tätig. Seit Januar 2016 arbeitet sie beim Internetportal katholisch.de, wo dieser Beitrag auch zuerst veröffentlicht wurde.



NATUR UND GLAUBE SIND FÜR MICH KEIN WIDERSPRUCH. ICH ERKLÄRE MIR DIE WELT NUR AN MANCHEN STELLEN ANDERS, ALS ES IN DER BIBEL STEHT.

Ständiges Diakonat

In der katholischen Kirche ist die Weihe mit ihren Stufen Diakonen-, Priester- und Bischofsweihe eines der sieben Sakramente. Der Begriff »Diakon« stammt vom griechischen Verb »diakonein« ab und bedeutet »dienen«, »fürsorglich helfen«. Während der ersten Jahrhunderte waren die Diakone unmittelbare Helfer des Bischofs und kümmerten sich vor allem um Arme und Kranke. Ab dem 9. Jahrhundert ging die Eigenständigkeit des Amtes verloren. Zum Diakon wurde nur noch geweiht, wer später Priester werden wollte. So wurde das Diakonat zur »Durchgangsstufe« auf dem Weg zum Priesteramt. Das Zweite Vatikanum (1962–1965), die Versammlung aller katholischen Bischöfe, betonte wieder stärker die ursprüngliche Bedeutung. Seitdem werden auch verheiratete Männer zu Diakonen geweiht, die dann den Dienst in der Gemeinde verrichten. Zu ihren Aufgaben gehören unter anderem die Assistenz im Gottesdienst, Taufen, Eheschließungen und Beerdigungen, das Erteilen von Religionsunterricht und Katechesen, vor allem aber die Sorge um die Mitglieder der Gemeinde, besonders Alte und Kranke.

selbst in vielen Bereichen unserer Gesellschaft für verbesserungswürdig. Zu Beginn meiner Ausbildung bin ich damit sehr angeekelt. Ich habe das Forschungsinstitut verlassen müssen, weil ich die geplanten Tierversuche nicht verantwortungsvoll genug fand. Monate später wurde der Versuch unter verbesserten Bedingungen neu aufgelegt. Da war ich dann wieder dabei. Ich habe mit Kollegen ein »Leitbild zum ethischen Umgang mit Tieren in der wissenschaftlichen Forschung und Lehre« verfasst. Darin fordern wir etwa, besonders schmerzvolle Versuche an Tieren zu unterlassen.

Einen Menschen nur anonym zu verscharren, finde ich nicht akzeptabel.

Was sagen Ihre Arbeitskollegen zu Ihrem Ehrenamt?

Manche meiner wissenschaftlichen Kollegen finden es ungewöhnlich, dass ich Diakon geworden bin. Sie können nicht nachvollziehen, warum ich meinen Glauben auf diese Weise leben will. Die Naturwissenschaft basiert auf atheistischen Prinzipien, da braucht es keinen Gott, weil alles aus sich heraus erklärbar ist.

Sehen Sie das auch so?

Es gibt Dinge, die kann man wissenschaftlich nachweisen. Also etwa, dass Jesus eine historische Person war. Aber ob er auferstanden ist, kann ich wissenschaftlich nicht nachweisen. Daran kann ich nur glauben. Und ich glaube daran, egal, was andere darüber denken. Schon in meiner Kindheit war der Glaube für mich eine besondere Kraftquelle. Das ist bis heute so. Ich glaube, es ist auch ein Stück Gnade, glauben zu können.

Das Gespräch führte Madeleine Spendier.



Foto: Ann-Christin Ladermann



{ STEFAN SCHLATT }

Foto: ????

DAS TIERWOHL IM MITTELPUNKT

Prof. Dr. rer. nat. Stefan Schlatt (*1964) leitet seit 2008 das Centrum für Reproduktionsmedizin und Andrologie der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster. Er gehört zu den wenigen Reproduktionsforschern in Deutschland. Er erforscht die männlichen Fortpflanzungsfunktionen, um Risiken für eine Unfruchtbarkeit verringern zu können und um die optimalen Spermien für eine künstliche Befruchtung zu finden. Im November 2018 wurde er zum Ständigen Diakon mit Zivildienst geweiht. Schlatt ist verheiratet und Vater von drei erwachsenen Kindern.

Ich erlebe Tiere täglich in mannigfaltiger Form. In meiner Arbeit als mit Tieren experimentierender Forscher, in meinem Privatleben mit Katzen, Fischen und Schildkröten als Haustiere, in meinen Ausflügen in die Natur. Dabei erfahre ich die oftmals mühsamen und intensiven Anforderungen an verantwortete Tierhaltung. Der Umgang mit Tieren bedeutet oft Freude und Erfüllung und führt in vielfältiger und manchmal überraschender Weise zu Anerkennung aber auch Ablehnung.

Ich bemühe mich um eine differenzierte und vernunftbasierte Herangehensweise, die jedoch oftmals emotional überfrachtet ist. Ich mache mir Sorgen, ob das Verhältnis zum Tier nicht zu einem unlöslichen Zankapfel der ethischen Auseinandersetzung verkommen wird. Auch deshalb bemühe ich mich in universitären und nationalen Gremien um eine fruchtbare Diskussion.

Die Mitarbeit in Gruppen, die sich mit tierethischen Fragen beschäftigen, finde ich bereichernd, aber oft auch anstrengend und beizeiten frustrie-

rend. Es gibt jedoch keine Alternative als die Diskussion mit allen Gruppen, um die unterschiedlichsten Aspekte des Umgangs mit Tieren zugunsten eines verbesserten Tierwohls zu erreichen. Dabei darf man aus meiner Sicht jedoch keinem definierten Anspruch nachlaufen, sondern muss sich leiten lassen von einer hohen Verantwortlichkeit für die uns geschenkten Lebewesen. Dazu gehören Wildtiere aber genauso wie die Labormaus oder das überzüchtete Nutz- oder Haustier. Nur dann ist eine differenzierte Betrachtung des Themas möglich und eine Verbesserung des Umgangs mit Tieren erreichbar.

Zumindest für alle in unterschiedlichster Weise in menschlicher Obhut gehaltenen Tiere sollte das Tierwohl und nicht ein wie auch immer abgeleiteter Anspruch einer Tierwürde das Primärziel sein, welches die tierethische Debatte anführen sollte.

*Auszug aus dem Beitrag »Tierethik«
in Kapuziner Jahresschrift 2017/2018*



Foto: XXX

Wenn Kinder nur noch sterben wollen

{ DETLEF DREWES }

Ein Patient war neun, einer elf, der dritte 17, als er um den Tod bat. In Belgien dürfen Kinder Sterbehilfe in Anspruch nehmen. Aber wann ist Leiden unerträglich?



Man gibt ihnen keine Namen – den Kindern, die nur noch sterben wollten. Hierzulande hätte man den 17-Jährigen vielleicht Paul oder Moritz genannt und hinzugefügt, dass sein richtiger Name der Redaktion bekannt sei. Belgische Medien aber verzichten darauf, das Schicksal dieser toten Kinder und ihrer Familien aus der Anonymität zu holen. Bekannt ist nur, dass es drei waren, die in den letzten fünf Jahren um den Tod baten – seit Belgien aktive Sterbehilfe auch für Minderjährige zugelassen hat.

»Euthanasie« nennen die Belgier das bewusste und aktive Eingreifen eines Arztes, der etwa durch die Abgabe von Medikamenten das Leben des Patienten beendet. Dieser Begriff fällt im Nachbarland ohne Scham und unvorbelastet von der Geschichte, die den Deutschen diese Bezeichnung verbieten würde.

Im Bericht der belgischen Sterbehilfe-Kommission tauchen diese drei Kinder als nüchterne Zahl in einer Tabelle auf. Zwei Patienten im Jahr 2016,

die mithilfe eines Arztes aus dem Leben geschieden sind, einer im Jahr 2017. Ein Kind war neun Jahre alt, ein zweites elf, das dritte starb mit 17.

Die Diagnosen lassen das Leiden dahinter nur erahnen: Der Neunjährige litt an bösartigen Tumoren im Kopf, der Elfjährige an der Stoffwechselerkrankung Mukoviszidose. Der dritte Patient hatte die Duchenne-Muskeldystrophie, eine extreme Art von Muskelschwund. Jedes Schicksal sei von der zuständigen Ethik-Kommission »sorgfältig und mit viel Mitgefühl« geprüft worden, sagt die Anwältin Jacqueline Herremans, die der Sterbehilfe-Kommission angehört.

Vor fünf Jahren führte Belgien das liberalste Sterbehilfe-Gesetz der Welt ein. Im Vorfeld wurde erbittert gestritten. Noch während der Abstimmung im Parlament am 13. Februar 2014 rief ein Zuschauer »Mörder« in den Saal. Nicht einmal ein Mindestalter wollte die damalige sozialdemokratisch geführte Regierung zur Bedingung machen. Anders als in den Niederlanden, wo eine Altersgrenze für die aktive Sterbehilfe von zwölf Jahren gilt, oder in Luxemburg, wo nur Volljährige ihren Tod beantragen können, hat Belgien auf eine solche Beschränkung verzichtet. Und sich eine Diskussion eingehandelt, die bis heute dauert: Kann ein Kind bewusst und frei den Tod wählen? Kann es die Dimension dieser Entscheidung begreifen? Anwältin Jacqueline Herremans räumt ein, dafür sei nicht jedes Kind reif genug. Aber: »Wir sprechen über Kinder, die Wochen oder Monate im Krankenhaus verbringen. Sie sind reifer als andere.«

Die Anwältin ist überzeugt, dass die belgische Sterbehilfe-Regelung sinnvoll ist. »Das Wichtigste ist, dass das Kind die Entscheidung trifft.« Die gesetzlichen Vorgaben jedenfalls sind strikt: Der junge Patient muss sich in einer »medizinischen Situation ohne Ausweg befinden, die kurzfristig zum Tode« führt – also unheilbar krank sein. Mehrere Ärzte müssen ein »ständiges und unerträgliches« Leiden bescheinigen, das sich auch durch Medikamente nicht lindern lässt. Ein Psychologe muss bezeugen, dass das Kind urteilsfähig ist und in der Lage, sich aus freien Stücken fürs Sterben zu entscheiden. Zudem ist die Zustimmung der Eltern nötig. Es gehe, so schrieben die Autoren des Gesetzestextes 2014 in das Regelwerk, »nicht darum, einen Jugendlichen zu töten, sondern ihn von seinem Leiden zu befreien«.

Doch die Zweifel bleiben. Mehr noch, sie werden gerade jetzt wieder wach. Nicht nur, was die aktive Sterbehilfe an Kindern betrifft, sondern generell. In Belgien dürfen Erwachsene seit 2002 um ihren Tod bitten. Seither sind in dem Land 17 000 Menschen freiwillig aus dem Leben geschieden. Diese Formulierung könnte auch für einen Suizid gelten – und genau das ist das Problem: Euthanasie als Selbstmord-Variante.

»Psychiatrische Patienten müssen begleitet, betreut, geliebt, umgeben, geschützt werden, manchmal auch vor sich selbst«, sagt Carine Brochier vom Europäischen Institut für Bioethik in Brüssel. »Besorgniserregend« nennt sie die Situation, dass das belgische Gesetz zwar verlangt, den eigenen Tod fähig und bewusst zu beantragen und daher in der Lage zu sein, die Bitte freiwillig, nachdenklich und mehrfach wiederholt vorzubringen – und natürlich ohne äußeren Druck. Für Brochier ein Widerspruch in sich, wenn es um psychische Krankheiten geht. Denn wie kann jemand, der in seinem Leiden verstrickt ist, alle die Voraussetzungen für einen durchdachten Beschluss erfüllen?

Die Expertin verweist auf den Fall der 24-jährigen Patientin, die unter dem (falschen) Namen Laura über Belgiens Grenzen hinaus bekannt wurde, weil sie 2015 nach einer schweren psychischen Erkrankung sterben wollte. Sie hatte das Fernsehen eingeladen, an der letzten Wegstrecke ihres Lebens teilzunehmen. Alle sollten miterleben, wie sie ihren Tod plante. Einen Tag vor ihrem Lebensende stoppte sie alles. Brochier sagt: »Psychologen und Therapeuten wiederholen immer wieder, dass der Wunsch nach dem Tod eines der Symptome der psychiatrischen Pathologie« sei.

Und dann sind da noch die Ärzte, die den Patienten begleiten und die den Tod erst ermöglichen. Brochier erzählt von den Berichten betroffener Mediziner, die im Europäischen Institut für Bioethik eingehen. »Ein Arzt hat uns kürzlich gesagt, dass er nur freitags Sterbehilfe leistet, weil er ein ganzes Wochenende braucht, um sich zu erholen.« Muss man sich, so die Fachfrau weiter, also wirklich »der Wahl des Todes beugen«?

Die öffentliche Diskussion über alle diese Vorgänge ist in Belgien vor allem durch Tom Mortier in Gang gekommen. Seine Mutter Godelieve de Troyer litt fast 20 Jahre an schweren Depressionen. 2012 suchte sie mehrere Ärzte auf, ehe sie einen fand, der ihren Antrag auf aktive Sterbehilfe annahm. Der Mediziner hat Tom Mortier nichts gesagt. Erst am Tag nach ihrem Tod sei er darüber informiert worden.

Ende 2018 klagte Mortier vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg – und zum ersten Mal in seiner Geschichte nahm der Hof eine solche Klage an. Der Vorwurf: Artikel 2 der Menschenrechtscharta schreibt das »Recht auf Leben« fest. Dieses sei im vorliegenden Fall »schwer verletzt« worden, denn wenn jeder ein Recht auf Leben hat, müsse dieses Recht durch das Gesetz geschützt werden. Mortier will von den Richtern die grundsätzliche Frage beantwortet wissen: Wie können wir die Tatsache messen, dass Leiden unerträglich ist? Und wie kann man sicher sein, dass wirklich alles versucht wurde, um das Leiden zu lindern? Noch bis April hat die belgische Regierung Zeit, eine Stellungnahme abzuge-

ben. Ein Urteil wird für Ende des Jahres erwartet.

Mit seiner Meinung ist Mortier nicht allein. Ariane Bazan, Professorin für klinische Psychologie an der Freien Universität Brüssel, stellt sogar ausdrücklich infrage, dass es »Beweise für die Unheilbarkeit einer psychischen Erkrankung« geben könnte. Willem Lemmens, Professor für Moderne Philosophie und Ethik an der Uni Antwerpen, sagt: »Die Menschen betrachten Euthanasie als Lösung für Krankheiten wie Krebs im Endstadium oder neurologische Erkrankungen.« Was aber ist mit Patienten, die Demenz haben? Mit alten Menschen, die nicht im Endstadium einer Krankheit sind, sondern einfach lebensmüde?

Eugen Brysch, Vorstand der Deutschen Stiftung Patientenschutz, kritisiert, dass die belgische Gesellschaft sich an Sterbehilfe gewöhnt habe. Dafür sprechen die Zahlen, die kontinuierlich gestiegen sind. 2004 wurden 349 Fälle aktiver Sterbehilfe registriert, zehn Jahre später waren es bereits mehr als fünf Mal so viele. Auch die Diskussion über die Ausweitung des Gesetzes auf Minderjährige habe die Zahlen steigen lassen, ist Brysch überzeugt. »Das macht schon betroffen.«

Tatsächlich beginnt das Land mit seinen elf Millionen Einwohnern erst jetzt langsam, über Palliativ-Einrichtungen, wie es sie in Deutschland gibt, zu diskutieren. Dass Menschen sterben wollen, berührt viele. 2309 Mal wurde aktive Sterbehilfe im Jahr 2017 in Belgien durchgeführt. In einem Fall bei einem Minderjährigen.

Gerlant van Berlaer hat sich dafür eingesetzt, dass auch Kinder um ihren Tod bitten können und die Liberalisierung der aktiven Sterbehilfe vorangetrieben. »Ich will nicht Gott spielen. Ich will aber auch nicht das Leiden zum Tode geweihter Kinder, für die es keine Behandlung mehr gibt, gegen ihren Willen verlängern müssen«, hat der Kinderarzt vor Jahren gesagt. Die belgischen Medien nannten ihn danach »Dr. Tod«.

Der Kinderarzt erzählt die Geschichte eines 15-jährigen Jungen, der mit Knochenkrebs zwei Jahre im Krankenhaus verbringen musste – die meiste Zeit mit großen Schmerzen und auf der Isolierstation. Er wünschte sich nur noch eines: eine Abschiedsparty mit seiner Freundin, mit den Freunden und Eltern. Danach wollte er allein mit Vater und Mutter sterben dürfen. Doch das Gesetz war damals dagegen, die Ärzte mussten tun, was sie tun konnten. Als der Tod den 15-Jährigen einige Wochen später erlöste, hatte er seine Freunde nicht mehr wiedergesehen. »Er durfte nicht so sterben, wie er wollte«, sagte sein Arzt damals. »Das kann nicht richtig sein.«

Heute wäre alles anders. Doch ob für die Betroffenen und ihre Angehörigen deswegen auch alles besser wäre, da scheinen sich auch in Belgien die wenigsten sicher zu sein.



Detlef Drewes (*1955) ist freiberuflicher Auslandskorrespondent für einen Pool deutscher Tageszeitungen in Brüssel. Nach dem Studium der katholischen Theologie und Sozialpsychologie arbeitete er als Redakteur bei verschiedenen Medien. Er ist für seine Arbeit mehrfach ausgezeichnet worden, so mit der Europa-Medaille der Bayerischen Staatsregierung und dem Siebenpfeifer-Preis für vorbildliches, der Aufklärung verpflichtetes journalistisches Engagement.



Auch im Tod vereint

Es gibt immer mehr Friedhöfe, auf denen Mensch und Tier in einem gemeinsamen Urnengrab bestattet werden dürfen. Was halten Sie davon?

1 Peter Holz, 72, Dresden

Das erste Mal habe in einer Fernsehdokumentation davon gehört, das dies möglich ist. Ich fand die Idee sofort gut. Unser Scottish Terrier ist 13 Jahre alt, vielleicht hat er noch drei Jahre zu leben. Wenn er stirbt, wollen wir ihn einäschern lassen. Auch meine Frau und ich wollen uns nach dem Tod einäschern und dann in einem Friedwald bei Dresden beisetzen lassen. Unser Jogi soll uns

dann in seiner Urne begleiten. Er hat solange in unserer Familie gelebt, dass er einfach dazugehört. Die Bio-Urnen zersetzen sich nach einiger Zeit und unsere Asche kehrt zur Erde zurück.

2 Marco Limberg, 45, Berlin

Es ist leider so, dass immer mehr Menschen im Alter einsam sind. Der gesellschaftliche Wandel sorgt verstärkt dafür, dass viele Beziehungen kinderlos bleiben bzw. Kinder

sich nicht in der Lage sehen, sich angemessen um ihre Eltern zu kümmern. Kirchen sind offensichtlich nicht in der Lage, diese Lücke zu füllen. Ältere Menschen kompensieren den Mangel an Nähe und Gemeinschaft durch ein Tier. Warum sollte man ihnen also verwehren, das Wesen, das ihnen nahe steht, mit ins Grab zu nehmen? Ich bin dafür, dass sowohl auf städtischen wie auch auf kirchlichen Friedhöfen Tier und Mensch gemein-

sam bestattet werden können.

3 Tommi Gottschalk, 41, Radebeul

Nein, das lehne ich total ab. Ich finde es nicht gut für Tiere eine Bestattungskultur zu entwickeln. Die Frage für mich ist, warum sich so viele Menschen Haustiere halten, darunter völlig überzüchtete Hunde. Sind sie auf der Suche nach sozialen Bindungen oder glauben sie, diese Bindung bei ihren Haustieren gefunden zu haben?

4 Dr. Ulrich Seidel, 67, Markkleeberg

Warum sollen Menschen nicht gemeinsam mit ihren Haustieren würdig bestattet werden? Schon der alte Fritz hat sich mit seinen Hunden begraben lassen. Wer gemeinsam gelebt, gute und schwere Stunden geteilt hat, kann doch auch in Gottes Erde gemeinsam ruhen! Auch wenn das viele Leute nicht verstehen, aber man kann einen Hund, so ein Seelenwesen auf vier Beinen, lieben.



Und niemand ist so treu und anhänglich wie dieser Vierbeiner. Haustiere sind Familienmitglieder, sie sind Charaktere und markante Persönlichkeiten wie wir. Sie können uns Menschen sehr ans Herz wachsen und wer wollte bezweifeln, dass sie nicht auch in die andere Welt kommen? In der Bibel steht: »Die Liebe hört niemals auf« und ein Grab ist ein Ort liebevoller Erinnerung, die über den Tod hinausgeht. Das hat nichts mit Sentimentalität zu tun, sondern mit ganz großen Gefühlen! Wir schulden das unseren Tieren. Aber das versteht wahrscheinlich nur, wer selbst einmal ein Tier hatte.

6 Gabriele Jesch, 60, Blankenburg

Es ist eine schwierige Frage, die nicht einfach beantwortet werden kann. Wer mit Tieren lebt, glaubt schon an deren Seele und den unverwechselbaren Charakter seines Hausgenossen. Die Katzen meiner Eltern saßen bis Minuten vor dem Lebensende meines Vaters auf seinem Bett und haben ihm sicher auch Trost gegeben. Wenn er sie berühren und streicheln konnte, hatte er ein Lächeln im Gesicht. Ob er die Tiere mit im Grab hätte haben wollen – das kann ich nicht sagen. Wohl eher nicht, da ihm Traditionen viel wert waren. Heute trösten und beleben diese Kater meine Mutter in ihrem Alleinsein, sind Verbindungsglied zum Verstorbenen. Doch sollte es ein Friedhof für Menschen und ein Begräbnisort für Tiere geben. Es muss nicht alles gemacht werden, nur weil es sich für manche Menschen gut anfühlt.

5 Daniel Remsperger, 61, Dresden

Wenn ein Mensch den Wunsch hat, nach seinem Ableben zusammen mit seinem Haustier beigesetzt zu werden, dann sollte diesem Wunsch stattgegeben werden. Es ist ein Zeichen tiefer Verbundenheit. Auf der anderen Seite ist es mir egal, was mit mir nach meinem Ableben passiert. Den ganzen Trubel um die Beerdigung kann ich nicht nachvollziehen.

man keine Kinder oder andere nähere Verwandte hat. In solch einer Situation könnte ich mir ein gemeinsames Urnengrab vorstellen. Derzeit ist dies aber für mich unvorstellbar. Vielleicht denke ich in späteren Jahren anders darüber. Jetzt bin ich noch jung und außerdem habe ich Kinder. Unser Familienhund Batist ist drei Jahre alt und wir haben ihn alle sehr gerne. Keiner von uns weiß, wie lange jeder Einzelne lebt, aber trotzdem muss ich nicht mit unserem Vierbeiner in aller Ewigkeit vereint sein.

8 Elena Kohl, 59, Mannheim

Wenn man sein Tier sehr liebt, liebäugelt man bestimmt mit solch einer Bestattung. Ich selbst habe ein gemeinsames Urnengrab für mich und meinen Vierbeiner noch nicht in Betracht gezogen. Auf alle Fälle würde

ich meinen Kater Max auf einem Tierfriedhof begraben lassen. Ich hatte schon viele Haustiere und die sind alle auf einem Tierfriedhof würdevoll bestattet worden. Nur die Kleintiere habe ich in meinem Garten begraben. Den Tierfriedhof hatte ich gewählt, weil ich meine Lieblinge nicht in eine Tierkörperbeseitigungsanlage bringen lassen wollte.

9 Annemarie Warkow, 82, Dresden

Ich halte nichts davon, es sollte gelten: Mensch zu Mensch und Tier zu Tier. Auch bin gegen das Einäschern der toten Tiere. Das ist nur Geschäftemacherei.

Der Tierkörper sollte begraben werden. Offenbar wissen nur wenige, dass es Tierfriedhöfe gibt und das es dort im Gegensatz zu den »Menschenfriedhöfen« keine Vorschriften für die Gestaltung der Gräber gibt.

10 Frank Ziegenbalg, 70, Spechtshausen

Ja, bin ich dafür. Ich will unbedingt mit meinem Hund Elly begraben werden. Vielleicht ist das ja bald auch in einem Friedwald möglich.



MINNIE OKEN
BELOVED WIFE,
MOTHER, GRANDMOTHER
MAY 20, 1916 ~ NOV 16, 2014

DIE TOTENSTADT AUF DEM MEERESBODEN

Besucheradresse:
etwa 5 km östlich von
Key Biscayne/Miami
rund 12 m unter
dem Meeresspiegel

Wenige Kilometer vor der Küste von Key Biscayne in Florida befindet sich das Neptune Memorial Reef. Es ist ein riesiges Unterwasser-Mausoleum.

2007 wurde begonnen, vor der Küste Miamis das größte künstliche Korallenriff der Welt anzulegen. Neben der künstlichen Rifflandschaft soll zudem eine Toten-Gedenkstätte auf dem Meeresgrund entstehen. Sie ist für eine erweiterbare Kapazität von weit mehr als 100 000 eingäscherten Verstorbenen ausgelegt. Seit der Gründung wurden mehr als 600 Menschen in dem Riff beigesetzt. In den nächsten Jahren ist eine Erweiterung des Riffs auf bis zu 6,5 Hektar geplant.

Dazu wird die Asche der Verstorbenen in einem Zementgemisch hinzugegeben, aus dem anschließend Bau- und Schmuckelemente zur Integration in das Riff gegossen werden. Diese Elemente können dann – einem echten Korallenriff ähnelnd – von unterschiedlichen Lebensformen besiedelt werden. Neue Studien haben bereits gezeigt, dass sich die Rifffpopulationen in nur zwei Jahren mehr als verzehnfacht hat.

Am Tag des Einsatzes besteht für die Angehörigen die Möglichkeit, dem Vorgang von einem Boot aus beizuwohnen. Das Befestigen des Bauteils erfolgt in der Regel durch speziell zu diesem Zweck geschulte Taucher. Sind entsprechende Voraussetzungen dafür gegeben, können die Familien auch selbst hinabtauchen und sich sogar aktiv am Einsetzen des Elements in seine endgültige Position beteiligen.

Eine Kupfertafel mit Namen und Daten des Verstorbenen kennzeichnet den genauen Ort der Beisetzung.

Das Standard-Paket für eine Beisetzung im Riff kostet rund 2.000 Dollar. Je nachdem wie individuell das zu integrierende Element gestaltet werden soll, kommen noch zusätzliche Kosten hinzu. Auch bei der Positionierung des Bausteins gibt es verschiedene Preismodelle. Ein Platz in den aufwändig gestalteten Vorzeigeelementen wie Toren oder Statuen ist dementsprechend kostenintensiver.

Wollen wir den perfekten Menschen?

Lebe lieber sorgenfrei

Glücklicher leben durch Wertschätzung

Leben mit der Angst vor dem Tod

Lebe lieber sorgenfrei

Sie sind ein wesentlicher Energiedieb und Lebensqualitätskiller: die Sorgen. All die kleinen und großen Befürchtungen, die einen Schlaf und Frohsinn rauben, können dem Buchautor Daniel Plessing tatsächlich als Krankheitsreger betrachtet werden. So berechtigt sie sich auch gerieren mögen: Sie gehören verabschiedet. Dazu bietet Plessing in seinem kleinen Büchlein mit dem Titel »Leichter leben ohne Sorgen« einige Hilfestellungen. Dabei muss angemerkt werden, dass Plessing Pfarrer ist und sein Thema auch aus der Perspektive des christlichen Glaubens bearbeitet. Es kommen zwar auch viele allgemeingültige Ratschläge zutage, aber letztendlich werden wohl nur religiös musikalische Menschen etwas mit dem Buch anfangen können.

Plessing selbst zählt sich zu den Sorgenmenschen, also zu jener Sorte Mensch, deren Gedanken gerne und oft um Sorgen kreisen. Da ist die Sorge, in seinem Beruf möglicherweise nicht zu bestehen, die Sorge um das Wohl der

Kinder, die Sorge um die materielle Sicherheit und natürlich die Sorge um die Gesundheit. Da ist die leidvolle Erfahrung: »Sorgen generieren neue Sorgen. Die bekommen Junge!«

Dem stellt Plessing das Modell des Vertrauensmenschen gegenüber, dessen ideale Verkörperung Jesus von Nazareth war. In dessen wichtigster Predigt, der Bergpredigt, sagte er: »Sorge dich nicht um den morgigen Tag. Seht euch die Vögel an! Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln keine Vorräte – aber euer Vater im Himmel sorgt für sie.« Es wird klar: Nur das Vertrauen führt aus der Sorgenfalle. In diesem Sinn wird die Bibel für Plessing ein Vertrauenslehrbuch, denn »sie erzählt Geschichten darüber, wie Gott seine Kinder versorgt und aus ausweglosen Situationen raushaut.« Das soll auch dann trösten und tragen, wenn das Schicksal hart zuschlägt. Plessing lässt einen Kollegen zu Wort kommen, der seine Tochter bei einem Autounfall verloren hat. Der habe schließlich gelernt, alle Sorgen und alle Verzweiflung in die Hände Gottes zu legen und ihm zu vertrauen, auch

wenn er keinen Sinn sieht und nichts versteht. Dabei hätten ihm die biblischen Psalmen geholfen.

Plessing gibt schließlich noch vier konkrete Tipps, um vom Sorgenmenschen zum Vertrauensmenschen zu werden: Ausgedehnte und aufmerksame Spaziergänge in der Natur – dabei könnte die Aufmerksamkeit sich lösen von den Sorgen und wandern zur großen Schöpfung, die lebt, auch wenn sie sich nicht sorgt. Und: sehr bedacht mit dem Medienkonsum umgehen. Denn: »Medien nähren Sorgen.« Die dauernden Bedrohungsinformationen verursachen krankmachenden Stress. Schließlich die Empfehlung, Sorgen in ein Gebet zu verwandeln und loszulassen sowie am Ende eines Tages drei Dinge aufschreiben, für die man dankbar ist und drei Dinge, die man loslassen möchte.

Plessing bietet einen gleichermaßen geerdeten wie geistlichen Reiseführer aus dem Sorgenland ins Vertrauensland.

Daniel Plessing, *Leichter leben ohne Sorgen*, Neufeld Verlag 2018, 158 Seiten, 12,90 Euro

Wollen wir den perfekten Menschen?

Immer rasanter wird der Fortschritt auf wissenschaftlich-technischen Gebiet, der auf eine immer größere Perfektionierung des Menschen zielt. Digitalisierung, Künstliche Intelligenz, Humangenetik sind nur einige Stichworte, die den Prozess deutlich machen, in dem sich die Menschheit derzeit befindet. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts habe ein wissenschaftliches Zeitalter begonnen, das Erkenntnis- und Handlungsräume eröffnet, die eine Entgrenzung der menschlichen Natur ermöglichen, schreibt Thomas Bahne in der Einleitung des von ihm mitherausgegebenen Sammelbandes »Die Perfektionierung des Menschen? Religiöse und ethische Perspektiven«. Darin finden sich die Vorträge einer Ringvorlesung an der Universität Erfurt, zu der sich renommierte Philosophen, Theologen und Juristen mit der Frage der Chancen und Grenzen der Machbarkeit im Bereich des wissenschaftlich-technischen Fortschritts befassen.

Die anspruchsvollen Beiträge dieses Fachbuchs wirken dabei wie Leuchtsignale auf einer nebeligen Schifffahrt. Es entsteht die Frage: Ist das Neue Fluch oder Segen? Dürfen wir alles, was wir können oder gibt es Grenzen der Machbarkeit? Wie können die Normen für die Beurteilung neuer Möglichkeiten begründet werden? Da die Perfektionierung des Menschen ein hehres Ziel zu sein scheint und allerlei Heilserwartung produziert, ist es eine besondere Herausforderung, auch die Kehrseite dieses Prozesses in den Blick zu nehmen und mögliche ethische Grenzziehungen schlüssig zu begründen. Der Ethikprofessor Dietmar Mieth mahnt zur Vorsicht – auch mit Hinweis auf die problematischen Folgen der Nutzung von Atomkernspaltung – und fordert, dass man Probleme nicht so lösen solle, dass die Probleme, die aus der Problemlösung entstehen, größer sind als die Probleme, die gelöst werden. Denn mit dem Wissen wachse immer auch das Nicht-Wissen. Mieth gibt zu bedenken: »Das Nicht-Maschinelle am Menschen ist nicht zugänglich. Die Dekodierung des Geistes ist nicht in Reichweite.« Mieth bringt die Tatsache ins Gespräch, dass der Mensch endlich sei und

somit auch nicht grenzenlos und unendlich nach (vermeintlichen) Fortschritten suchen sollte, die möglicherweise unabsehbare Negativfolgen haben. Er fragt: »Was wollen wir können?« und appelliert an die Verantwortung: »Gefordert ist die Verträglichkeit mit Menschenwürde, mit den Menschenrechten und mit dem Natursinn, soweit er sich nicht allein auf den Menschen, sondern auch auf andere Lebewesen bezieht. Das sind im Einzelnen: Überlebensverträglichkeit, Freiheitsverträglichkeit, Gesundheitsverträglichkeit, Verträglichkeit mit der Ausbildung selbstbestimmter Identitäten, Sozialstaatsverträglichkeit, Umweltverträglichkeit.« Insgesamt müsse über alle Fragen stets ein ethisch gesellschaftlicher Diskurs geführt werden, in dem die geltenden Normen ausgehandelt werden. Eine selbstverständliche und unangefochtene Umsetzung des technischen Machbaren soll damit verhindert werden.

Auch der Theologe Eberhard Tiefensee stellt kritische Fragen zu den wissenschaftlichen Fortschritten, beispielsweise in der Genetik: »Haben Eltern ein Recht oder sogar die Pflicht, das individuelle Glück und die Lebenschancen ihrer Nachkommen (mit-)zubestimmen? (...) Kommt es zu einer unkritischen Anpassung an die ›Leistungsgesellschaft?« Er rechnet damit, dass sich der Blick auf den Menschen wieder erweitert und neben der momentan dominierenden »Anthropotechnik« auch wieder die religiösen und spirituellen Dimensionen des Menschseins in den Blick kommen und eine ganzheitlichere Sicht ermöglichen.

Der Medizinrechtler Gunnar Duttge mahnt angesichts der neuen genetischen Möglichkeiten, insbesondere bei der Gendiagnostik: »Im Sinne eines ›gendiagnostischen Verbraucherschutzes« bedarf es insbesondere einer besseren gesamtgesellschaftlichen Aufklärung über die Fehlsamkeit eindimensionaler gendeterministischer Vorstellungen wie auch über die Risiken und potentiell negativen Folgewirkungen einer unreflektierten Durchsetzung des Rechts auf Wissen.«

Dieses Buch ist unverzichtbar für den Diskurs zwischen den einzelnen Wissenschaften über die Fragen dessen, was der Mensch ist und was er sein soll. Angesichts der Rasananz des Fortschritts

wird so ein Innehalten ermöglicht, das überhaupt erst die Möglichkeit schafft, über die Folgen nachzudenken. Das könnte sich noch als überlebenswichtig erweisen.

Thomas Bahne/Katharina Waldner (Hg.), Die Perfektionierung des Menschen? Religiöse und ethische Perspektiven, Aschendorff Verlag 2018, 385 Seiten, 14,80 Euro

Glücklicher leben durch Wertschätzung

Die Zeit, in der wir leben, ist laut. Das öffentliche Gespräch ist in den letzten Jahren immer rauer und roher geworden, Beschimpfungen und Verunglimpfungen sind ebenso an der Tagesordnung wie Hass-Mails, Shitstorms oder Hetze. Um aus diesem Labyrinth der Entwertungen herauszufinden, könnte das Buch »Wertschätzung als Haltung« hilfreich sein. Darin führt die Psychologin und Theologin Beate Maria Weingardt anhand vieler Beispiele und psychologischer Erkenntnisse aus, wie tief verwurzelt der bewertende und abwertende Blick auf sich selbst und auf andere in uns oftmals verwurzelt ist – und wie das einen guten Umgang mit sich und anderen behindert. Der Schlüssel für die Tür in ein Leben mit mehr Liebe und Glück ist für Weingardt: das Einüben und Ausüben einer Haltung der Wertschätzung. Darunter versteht sie eine bedingungslose Annahme von sich selbst und anderen, zunächst grundsätzlich zu sagen: Ich bin gut, so wie ich bin und Du bist gut, so wie du bist. Beides hänge miteinander zusammen. Denn: »Wir gehen mit anderen Menschen auf die Dauer ähnlich um wie mit uns selbst.«

Letztlich sehnen und suchen wir immer nach Wertschätzung. »Nach meinem Dafürhalten sind wir Menschen lebenslang auf das ›Zauberwort« der Wertschätzung angewiesen, damit das, was als ›Lied« in uns schlummert, zum Leben erweckt wird: unsere kreativen Fähigkeiten, unsere ganz persönliche Art und Weise, aus uns herauszugehen, unsere individuelle Liebesfähigkeit.« Doch für diese Haltung müsse man sich aktiv entscheiden – und dabei »gegen die ständige Defizitorientierung zu

protestieren, die ein Merkmal unserer Leistungsgesellschaft ist.«

Weingardt empfiehlt, bewusst darauf zu verzichten, immer nach dem Optimalen zu streben und das, was man ist und hat als ausreichend zu betrachten. Sie betont, dass die wirklich bereichernden Erfahrungen im Leben nicht mit materiellen Dingen, sondern mit wertschätzenden Verbindungen zu anderen Menschen zu tun haben. So kann sie zusammenfassend feststellen: »Wertschätzung als Haltung dient der Lebensqualität durch Beziehungsvertiefung. (...) Wertschätzung macht wertvoll – den, der sie wertschöpfend praktiziert ebenso wie den, der sie empfängt.«

Im zweiten Teil des Buches bietet Weingardt schließlich noch eine Fülle praktischer Tipps, wie diese Haltung der Wertschätzung zum Leben erweckt werden kann. Zum Beispiel sollte man den wichtigen Menschen in seinem Leben einfach öfters Worte der Anerkennung und Dankbarkeit mitteilen. Grundsätzlich sollte in der Kommunikation auf Schuldzuweisungen, Drohungen, Unterstellungen oder Übertreibungen verzichtet werden. Wer sich selbst positiv sehen kann und als angenommen erlebt, habe es nicht nötig, andere anzugreifen oder abzuwerten, um den eigenen Selbstwert zu retten oder zu stärken, betont Weingardt. Insofern ist zu hoffen, dass das Buch in diesen rauen Zeiten viele erreicht.

Beate Maria Weingardt, Wertschätzung als Haltung. Gut mit sich und anderen umgehen, Camino Verlag 2018, 192 Seiten, 14,95 Euro

Leben mit der Angst vor dem Tod

»Der Tod kann uns jederzeit ereilen, wir können ihn weder vorhersagen noch steuern« – so beschreiben die amerikanischen Sozialpsychologen Sheldon

Solomon, Jeff Greenberg und Tom Pyszczynski das Grundproblem des Menschen. In ihrem neuen Buch »Der Wurm in unserem Herzen. Wie das Wissen um die Sterblichkeit unser Leben beeinflusst« wird der Tod – oder das Wissen um den eigenen Tod – als Wurm bezeichnet, »der Menschen das Dasein madig macht«. Denn der Mensch ist sich – im Unterschied zum Tier – seines Sterbenmüssens bewusst und muss lebenslang mit diesem Wissen, das Angst erzeugt, umgehen. »Wir zahlen einen hohen Preis für das Bewusstsein unserer selbst«, so die Autoren. Die Angst vor dem Tod sei eine andauernde Angst, nicht nur eine im Moment der Gefahr. Deshalb musste der Mensch ein inneres »Terror-Management« entwickeln – eine mentale Rüstung, die das Todesbewusstsein auf Distanz hält und verträglich macht.

Dieses innere »Terror-Management« – oder weniger drastisch ausgedrückt: Bewältigung des Sterbenmüssens – besteht vor allem in der Entwicklung eines Vertrauens in eine tragende (natürliche und übernatürliche) Ordnung der Dinge und in der Ausbildung eines Selbstwertgefühls, das einen der Nichtigkeit und Bedeutungslosigkeit der sterblichen Existenz enthebt. So erklären die Autoren die Entstehung von Kultur, Kreativität, Kunst, Phantasie, Philosophie und Religion als mentale Zähmungen der Angst: »phantastische Konstruktionen einer übernatürlichen Dimension der Wirklichkeit, in der der Tod real und symbolisch abgewendet wird.«

Aufgrund zahlreicher sozialpsychologischer Experimente erkannten die Forscher, dass das Todesbewusstsein »das Festhalten am eigenen kulturellen Wertesystem, die Hinwendung zu charismatischen Führern, das Vertrauen in die Existenz Gottes und den Glauben an die Wirksamkeit von Gebeten verstärkt«. Doch diese »phantastischen Konstruktionen« können den Preis haben, dass man in problematische

Konflikte mit anderen Wahrheitsansprüchen und Überzeugungen gerät. Denn diese kollidieren dann mit dem eigenen Bestreben, »das Vertrauen in unsere kulturell definierte Ordnung der Dinge aufrechtzuerhalten und die Maßstäbe zu erfüllen, die uns diese vorgibt.«

Die Autoren deuten außerdem verschiedene psychische Krankheitsbilder als Schattenseiten der mentalen Abwehr des Todes. »Depressive Menschen halten nicht mehr vertrauensvoll an ihrer kulturellen Ordnung der Dinge fest und sehen sich selbst nicht mehr als wertvolle Angehörige ihrer Kultur.«

Solomon, Greenberg und Pyszczynski plädieren schließlich für die Kunst der Annahme der eigenen Vergänglichkeit. In einem solcherart bewussten Leben könne man sich als Teil des großen Lebensstroms begreifen. Darüberhinaus beinhaltet Lebenskunst, die Zustände »erfahrener Transzendenz« zu pflegen, in denen man sich als Teil von Größerem und Bleibendem begreift: beim Staunen, in der Ehrfurcht, beim Spielen mit den Kindern, in der Natur, in der Spiritualität.

Auch werben sie für die Auflösung starrer Schwarz-Weiß-Weltanschauungen und für eine Weltanschauung, die die vielen Grautöne des Lebens und der Welt integriert. Das Ergebnis ihrer jahrzehntelangen Forschung transportieren sie in diesen lebensweisen Ratschlag: »Suchen Sie nachhaltigen Lebenssinn durch Ihre ganz eigene, höchstpersönliche Kombination aus Werten, sozialen Bindungen, Spiritualität, ihren persönlichen Fähigkeiten, im Einssein mit der Natur und Augenblicken transzendentaler Erfahrungen.«

Sheldon Solomon/Jeff Greenberg/Tom Pyszczynski, Der Wurm in unserem Herzen. Wie das Wissen um die Sterblichkeit unser Leben beeinflusst, Deutsche Verlags-Anstalt 2016, 367 Seiten, 24,99 Euro





Tiergestützte Sterbebegleitung – Rechtliche Fragen zum Einsatz von Tieren am Lebensende

Das Zusammenleben von Menschen und Tieren hat in unserer Gesellschaft einen besonderen Stellenwert. Die Beziehungen basieren in der Regel auf langwierig geschaffenes, gegenseitiges Vertrauen. Unter den bekanntesten Haustieren zählen in Deutschland immer noch Katzen und Hunde. Bereits seit einigen Jahrzehnten ist der Einsatz von domestizierten Tierarten aber auch im sozialen, medizinischen und pflegerischen Bereich weit verbreitet. Unter den Begriffen »Tiergestützte Intervention« bzw. »Tiergestützte Therapie« werden durch den Einsatz von Tieren Behandlungsmaßnahmen eigenständig durchgeführt oder solche unterstützt. Unterschiedliche Bereiche sind betroffen, wie z.B. die der Betreuung von Kindern und Jugendlichen mit erhöhten Förderungsbedarf, der Inklusion und Teilhabe, der Ergo- und Logotherapie oder bei Patienten mit emotionaler Instabilität. Auch in Alten- und Pflegeheimen kommen Tiere zum Einsatz, entweder als Angehörige der stationären Einrichtung selbst oder als Tiere von professionellen oder ehrenamtlichen Therapeuten bzw. Betreuern. Sowohl die medizinische als auch die psychologische und soziologische Wissenschaft befassen sich schon intensiv mit der Frage des therapeutischen Nutzens

und Erfolges. Es ist heute weithin anerkannt, dass es beim Zusammenkommen von Menschen und Tieren zu einer Verbesserung des Wohlbefindens oder gar zu einem Heilungsprozess kommen kann. Dies sei unter anderem auf eine zusammenhängende physische, psychische und soziale Verbesserung des Allgemeinzustands zurückzuführen (Claus, Tiere in der Klinik und Therapie. Tierbesuch und Tierhaltung als Therapiehilfe im Krankenhaus, S. 199; in Olbrich/Otterstedt (Hrsg.), Menschen brauchen Tiere, 2004).

In einer besonderen Ausprägung findet nun auch seit einigen Jahren in Palliativzentren oder in Hospizen eine Sterbebegleitung mit Hilfe von Tieren statt. Die Unterstützung kann in der Schmerz- und Physiotherapie erfolgen. Die Tiere können auch als stille Begleiter den Betroffenen und ihren Angehörigen die nötige Ruhe am Lebensende geben (Thönnies/Jakoby, Tiere als Sterbebegleiter. Eine symbolisch-interaktionistische Perspektive, S. 92; in dies., Zur Soziologie des Sterbens: aktuelle theoretische und empirische Beiträge, 2017). In diesem Zusammenhang treten aus der rechtlichen Perspektive die folgenden Fragen auf: Sprechen Hygienestandards gegen den Zutritt der Tiere in eine dieser

Bitte schreiben Sie uns:
Trägerwerk Soziale Dienste in Sachsen GmbH
Stichwort »Leben & Tod«
Industriestraße 21 | 01129 Dresden
Fax 0351 83920424
redaktion@lebenundtod.com

In der Rubrik »Ratgeber Recht« beantworten wir Rechtsfragen rund um das Thema »Leben und Tod«. Wir laden Sie ein, uns Ihre Fragen zuzusenden, unter denen wir die für das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft relevantesten auswählen. Die Rubrik soll jedoch nicht die fachliche Individualberatung durch einen Rechtsanwalt ersetzen.

Gesundheitseinrichtungen? Welche persönlichen Anforderungen müssen die Halter therapeutischer Tiere erfüllen? Und wie verhält es sich mit der Haftung, falls durch die Tiere Personen oder Sachen zu Schaden kommen?

Ein allgemeines gesetzliches Verbot für Tierbesuche in Gesundheitseinrichtungen besteht nicht. Aber nicht in allen Institutionen ist ein Tierbesuch ohne weiteres möglich. Gerade in Krankenhäusern müssen die Hygienestandards und -regeln Beachtung finden. Besonders schützenswert sind in ihnen die hochsensiblen Bereiche wie Intensivstation oder Operationssäle. Durchgesetzt werden diese Standards vor allem durch die Hausordnungen der Krankenhäuser, die Ge- und Verbote für betroffene Patienten, deren Angehörigen und die Mitarbeiter vorhalten. Die meisten Hausordnungen enthalten ein grundsätzliches Verbot für Tiere auf dem Gelände, lassen aber in Einzelfällen Ausnahmen zu. Die Tiere kommen – wie die Menschen selbst – als Überträger für Krankheiten in Betracht. Die beim Robert-Koch-Institut (RKI) eingerichtete Kommission für Krankenhaushygiene und Infektionsprävention (kurz KRINKO) gibt regelmäßig Empfehlungen zu den Hygieneanforderungen in Krankenhäusern und Heimen ab. Insbesondere im Zusammenhang mit Organtransplantationen (Empfehlung aus dem Jahre 2010) rät die KRINKO aufgrund des allgemein geschwächten Zustands während der Phase der körperlichen Annahme von Organen im Umgang mit Tieren um Zurückhaltung. Bei Palliativstationen, die an dem normalen Krankenhausbetrieb unmittelbar angegliedert sind und der Hausordnung unterfallen, müssen demnach für den Einsatz von Tieren als Teil der therapeutischen Sterbebegleitung organisatorische Voraussetzungen geschaffen werden, etwa durch die Einrichtung bestimmter Zimmer, zu denen ein unkomplizierter Zugang der Tiere von außen möglich ist, ohne das der sonstige Krankenhausbetrieb berührt wird.

Weniger strenge Vorgaben gelten in Alten- und Pflegeheimen. Ein allgemeines Verbot in den Hausordnungen ist nicht die Regel, solange Unfällen und Infektionsgefährdungen hinreichend vorgebeugt wurde und eine Allergie von Mitbewohnern nicht dagegenspricht (Empfehlung der KRINKO für Heime aus dem Jahr 2005). Insgesamt wird jedenfalls die langfristige Heimtierhaltung begrüßt, da der positive Einfluss auf Menschen die mögliche Gefährdung übersteigen soll (Weber/Schwarzkopf, Gesundheitsberichterstattung des Bundes, 2003, Heft 19 S. 21). Der Einsatz von Tieren als Sterbebegleiter in Alten- und Pflegeheimen dürfte daher – erst recht – deutlich hürdenloser möglich sein. Dies gilt auch für Hospize. Hier kommt es schon regelmäßiger zum Einsatz der therapeutischen Tierhelfer. Da diese – anders

als bei Palliativstationen – auch nicht an Krankenhäuser angegliedert sind, finden die entsprechenden Hygienestandards für Krankenhäuser keine Anwendung. Die allgemeinen hygienebezogenen Grundverkehrspflichten gelten natürlich auch hier.

Der Schutz des Wohlbefindens der Tiere selbst wird durch das Tierschutzgesetz (TierSchG) gewährleistet. Nach dessen § 2 müssen Tiere artgemäß und tiergerecht (z.B. bei der Ernährung, Pflege und Unterkunft) gehalten werden und die Halter ausreichende Kenntnisse und Fähigkeiten zur Bewältigung dieser Aufgabe verfügen. Jeder Tierhalter ist an diese gesetzlichen Vorgaben gebunden. Dies gilt gleichermaßen für private Personen, gemeinnützige Einrichtungen und diejenigen, die einer wirtschaftlichen und nachhaltigen Tätigkeit unter Zuhilfenahme eines Tieres nachgehen. Letztere, die ein Tier gewerbsmäßig für therapeutische Zwecke einsetzen, müssen sich zudem nach § 11 TierSchG eine behördliche Erlaubnis für ihre Tätigkeit einholen. Hierfür ist der Nachweis bestimmter Sachkunde zu erbringen. Davon können die Betreiber von Einrichtungen (Hospiz oder Alten- und Pflegeheim), die ein Tier zur Sterbebegleitung im Haus halten oder berufliche Therapeuten bzw. Betreuer, betroffen sein. Für die Einordnung als gewerbsmäßig kommt es insbesondere auf die Absicht an, durch eine bestimmte regelmäßige, wiederholende Tätigkeit ein Einkommen zu erzielen. Die Tierärztliche Vereinigung für Tierschutz e.V. empfiehlt in ihrem Merkblatt (Nr. 131) zu »Tiere im sozialen Einsatz« jedem, der tiergestützte Intervention betreibt, unabhängig vom gewerbsmäßigen Charakter der Tätigkeit, zum Wohl der Tiere den Nachweis der Sachkunde zu erbringen (S. 5).

Schließlich noch ein Wort zur Frage der Tierhalterhaftung: Nach § 833 Satz 1 des Bürgerlichen Gesetzbuches haftet der Tierhalter unter anderem auch für Schäden an Personen oder Sachen, die sein Tier verursacht. Denkbar wäre z.B. die Beeinträchtigung von Medizinischen Geräten oder Mobiliar in einer Einrichtung. Betroffene Tierhalter sollten daher überprüfen, ob die eigene Tierhaftpflichtversicherung auch für solche Einsatzbereiche eine Haftungsübernahme erklären würde.

Die rechtlichen Hürden für die Zulassung von tierischen Sterbebegleitern in den genannten Einrichtungen sind überwindbar. Immer häufiger ist von dem unbezahlbaren Nutzen tiergestützter Sterbebegleitung die Rede. Die Leidensminderung, die während der letalen Phase einer Erkrankung mit Hilfe der tierischen Helfer erzielt werden kann, ist mit Medikamenten und technischen Vorrichtungen nicht zu ersetzen. Auch wenn viele davon noch überzeugt werden müssen: Der Mensch braucht das Tier, auch am Lebensende!



Dr. Ehsan Kangarani, LL.M., ist Staatsanwalt und Lehrbeauftragter an der Georg-August-Universität Göttingen.

Dieser Artikel ist nicht-dienstlich veranlasst und gibt ausschließlich die private Auffassung des Verfassers wieder.

Foto: privat

Das Huhn, ein Mensch wie ich?

{ MARKUS LISKE }

In der Welt der Schreibern gibt es gute und schlechte Wörter – treffende, verquaste und auch gänzlich absurde. Eines der letzteren Kategorie sieht man in den letzten Jahren zunehmend auf Aushängen und Flyern veganer Restaurants. Das Wort von dem ich spreche (das heißt, glücklicherweise nicht schreiben) ist dieses: Speziesismus.

Es handelt sich dabei nicht, wie ich zuerst dachte, um eine satirische Schöpfung im Sinne dieser Monthly Python-Nazisketch-Verballhornungen hässlicher deutscher »s« und »z«-Lautwörter. Es hat auch nichts mit Besuchern aus dem Weltall zu tun. Nein, das Wort wird als Analogie zu Rassismus und Sexismus gebraucht und soll mit dem Präfix »Anti-«, wie ich inzwischen verstanden habe, den menschlichen Umgang mit Tieren revolutionieren. Mein Fremdwörterlexikon kennt den Begriff nicht, aber in Anlehnung an die Definitionen von Rassismus und Sexismus müsste es etwa folgendes bedeuten: »Haltung die darin besteht, ein Lebewesen allein

aufgrund seiner Art zu benachteiligen und zu diskriminieren.«

Man befindet sich also mit der Verwendung dieses Wortes noch jenseits der Debatte um Tierrechte. Denn bei den Tierrechten geht es schließlich nicht darum, das liebe Vieh mit dem kompletten Kanon der Menschenrechte zu beglücken. Hätte ja auch wenig Sinn. Was sollte ein Huhn mit dem Recht auf Bildung, auf Eigentum oder gar Glaubensfreiheit anfangen? Antispeziesisten sind derlei Spitzfindigkeiten egal. Hauptsächlich geht es ihnen darum, Tieren das »Recht auf Leben, Freiheit und Sicherheit der Person« (Artikel 3 der Menschenrechte) zuzuerkennen.

Für Menschen, die grundsätzlich keine Tierprodukte verwenden, mag das – theoretisch – die logische Konsequenz ihrer Lebensführung sein. Was aber würde es in der Praxis bedeuten? Müsstest du lernen, mit Kakerlaken zu leben, wenn sie bei uns Einzug halten, oder selber ausziehen? Dürftest du von Würmern befallen sein, ein Mittel dagegen

geben, oder ist das Mord an den Würmern? Und wie steht's mit Läusen, Filzläusen und Zecken, bei denen selbst buddhistische Mönche ihren Gleichmut verlieren? Zum Glück ist die Biologie noch immer unentschieden, ob es sich bei Viren um Lebewesen handelt, andernfalls müsste in einer konsequent antispeziesistischen Welt am Ende sogar noch das Aids-Virus unter Schutz stehen. Aber nein, auch für radikalste Veganer sind nicht alle Lebewesen gleich. Sie unterscheiden immerhin zwischen tierischen und pflanzlichen Spezies. Wäre wohl auch schwierig, seine Ernährung ausschließlich auf ALDI-Multivitamin-Tabletten aufzubauen.

Insgesamt – Sie merken es, liebe Leser – erscheint mir die theoretische Basis für Veganismus und Antispeziesismus ein wenig inkonsequent, um nicht zu sagen: inkonsistent. Aber weil ich gerade nach einem vortrefflichen Abendessen (Poulet basquaise) ziemlich milde gestimmt bin, lasse ich mir die Utopie einer antispeziesistischen Welt gern noch ein wenig weiter durch den Kopf gehen. Vergessen wir also für den Moment mal all das pflanzliche und insektoide Leben und rufen zumindest unseren Haus-, Nutz- und Wildtieren inbrünstig zu: »Freiheit und körperliche Unversehrtheit für alle!« Nur was dann?

Lebenslange Haft für mich und meine Mittelfleischer, okay. Mord bleibt Mord und verjährt auch nicht – da muss ich halt durch. Lebenslange Haft dann aber – im Sinne der Gleichheit – bitteschön auch für die Katze, die

sich an einer Maus vergreift, den Hund, der sich seine Nahrung künftig selber suchen muss, und all die anderen tierischen Carnivoren. Machbar wäre das. Man bräuhete dafür nur sehr große Gefängnisanlagen, vulgo: Zoos. Doch wie soll sich unsere Katze vor Gericht verteidigen? Ja, kann man ein Wesen mit einem nicht feststellbaren IQ (sorry, liebe Katzen!) überhaupt für prozessfähig erklären? Fragen über Fragen ...

Andererseits: Bei irgendeinem lebensreformistischen Mystiker meine ich mal gelesen zu haben, dass sich solche Widersprüche eines Tages von selbst auflösen würden, sobald wir auf eine höhere Erkenntnisebene gelangten, und dass in einer wirklich freien Welt irgendwann selbstverständlich auch Schaf und Löwe Kopfsalate mummeln nebeneinander lägen. Derlei Paradiesvisionen sind jedoch pure Glaubensfragen, und über die ist bekanntlich nicht gut diskutieren.

Insofern fürchte ich, dem Zusammenleben von Mensch und Tier und den daraus resultierenden Abhängigkeiten ist mit einem emanzipatorischen Anti-Ismus wie bei Rasse und Sexus einfach nicht beizukommen. Das Huhn ist eben kein Mensch wie ich. Es kann sich nicht emanzipieren. Es ist nicht mal in der Lage, ein solches Bedürfnis zu empfinden. Ein Huhn ist ein Huhn. Wir sollten es nicht quälen, denn mit ziemlicher Sicherheit spürt es körperlichen Schmerz. Wir sollten es auch nicht in winzige Käfige sperren oder Kosmetikttests mit ihm durchführen. Dürfen



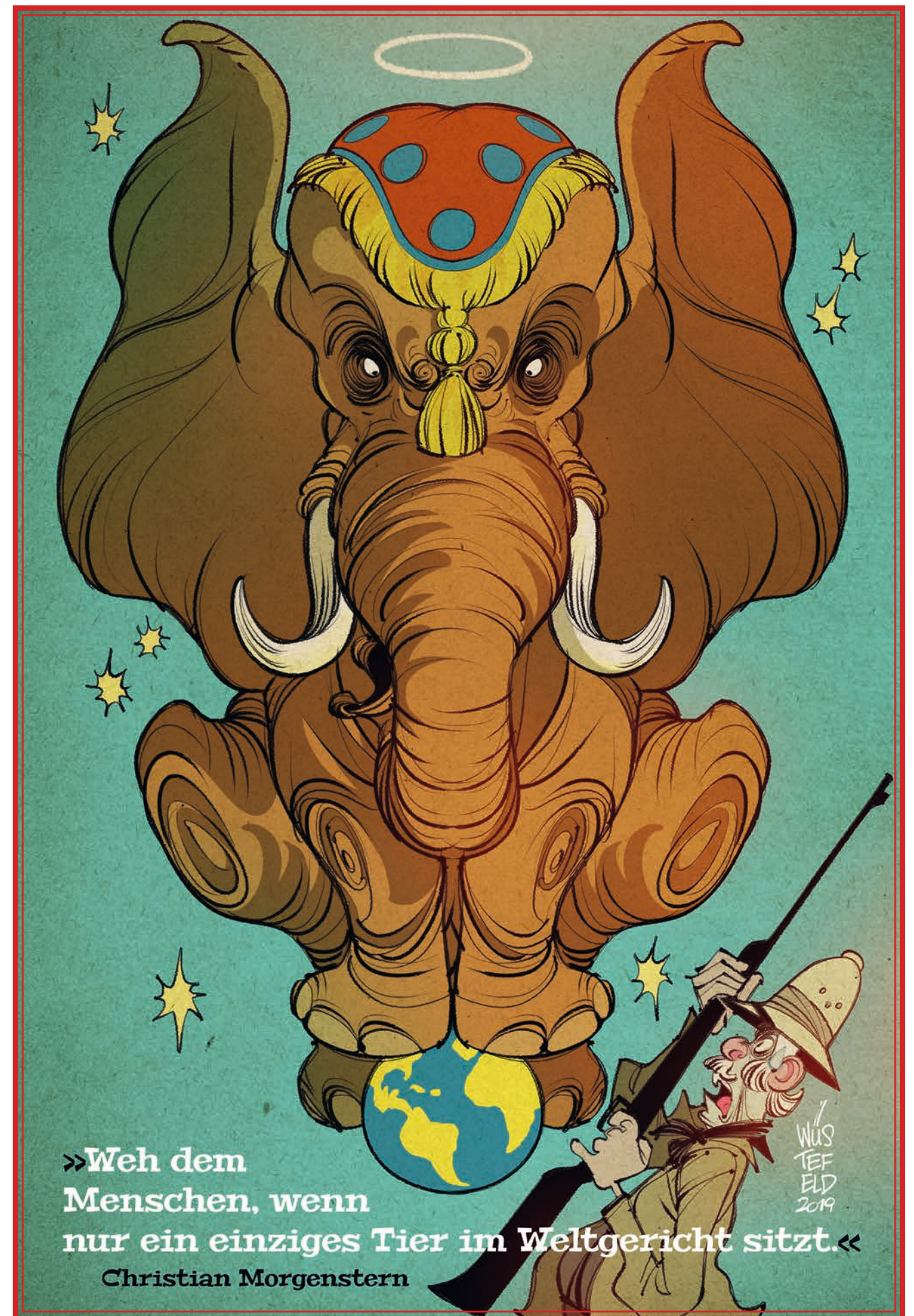
Foto: privat

Markus Liske (*1967) lebt als Schriftsteller und Bühnensatiriker in Berlin, wenn er sich nicht gerade auf Tournee mit der Band »Der Singende Tresen« befindet. Nach mehreren Satire-Bänden veröffentlichte er 2011 die Nachwende-Anthologie »Kaltland«, 2014 das Erich Mühsam-Lesebuch »Das seid ihr Hunde wert!« und 2015 die Essay-Sammlung »Vorsicht Volk!«. Im Verbrecher Verlag erschien gerade sein erster Roman »Glücksschweine«.

wir es essen? Ich würde sagen, ja. Aber das ist nur meine persönliche Meinung. Wer es anders sieht, darf gerne drauf verzichten. Meinen Segen hat er. Wenngleich ich den Verdacht nicht loswerde, dass es sich beim Veganismus letztlich um eine Form von Essstörung handelt, die mehr mit konsumistischen Abgrenzungsbedürfnissen, parareligiöser Selbstkasteiung und Angst vor den Widersprüchen des Lebens zu tun hat, als mit Tierliebe. Gerne würde ich dazu mal die Meinung eines Huhns einholen. Oder eines Fuchses. Doch die leben nur und meinen nichts. Eine beneidenswert widerspruchsfreie Existenz. Nur an die Spitze der Nahrungskette kommt man damit nicht.



Foto: Brett Jordan / Unsplash





Ein Abdruck für die Ewigkeit

Abgüsse menschlicher Gesichter sollen der Erinnerung an Verstorbene eine realistische Stütze geben – im Alltag wie in der Kunst. Dem Wunsch nach Individualität kommt die Totenmaske in besonderer Weise entgegen, indem sie den Verstorbenen im Tod durch sein eigenes Bild würdigt.

Süß-traurige Gefühle

Scheingräber waren im 18. Jahrhundert in Mode, dem Zeitalter der Romantik. Sie sollten Menschen ermuntern, sich mit der Endlichkeit des eigenen Daseins auseinanderzusetzen. Einige Überbleibsel von Scheinfriedhöfen sind heute noch zu finden.

Der Tod trägt ein altes Gesicht

Aufgrund der Nähe zum Tod werden die sichtbaren Zeichen der Vergänglichkeit als hässlich bewertet, dem alten Körper wird jede Attraktivität abgesprochen und Alter wird als Verlust von Schönheit definiert. Doch nichts repräsentiert das Ende des Lebens sichtbarer als der alternde Körper und dessen Verfall.

Lebende Tote

Nach 1840 wurden Menschen kurz nach ihrem Tod fotografiert. Die Totenfotografie, auch Post-Mortem-Fotografie genannt, war im Vergleich zur Malerei die günstigere Variante, ein Erinnerungsbild des Verstorbenen zu bekommen.

www.lebenundtod.com



FLECHTWERK

Lebendige Nachbarschaften und Integration

Das Magazin zum Thema Quartiersmanagement, Nachbarschaft und Integration



www.flechtwerk-sozial.de

**ZEHNJÄHRIGES
JUBILÄUM**

LEBEN UND TOD | 10.+11. MAI 2019 MESSE BREMEN

Vorträge, Lesungen, Musik und kostenlose Beratungsangebote zu allen Themen am Ende des Lebens.

Wir laden Sie ein, den Blick zu wagen.
Erleben Sie ein buntes Rahmenprogramm u.a. mit



**Freitag, 10. Mai 2019
12.00 – 12.45 Uhr**

„Gemeinsam unterwegs“ –
Gespräch zur
Wanderausstellung
Live-Musik mit
Rolf Zuckowski



**Freitag, 10. Mai 2019
19.30 – 21.30 Uhr**

„DEATH SLAM:
Ein Mikro – ein Thema“
Abendveranstaltung der
FUNUS Stiftung



**Samstag, 11. Mai 2019
11.30 – 12.30 Uhr**

„Einfach so weg“ –
Ayse Bosse liest
aus ihrem Buch
Musikalische Unterstützung
durch BOSSE

Programm und Infos unter:
www.leben-und-tod.de

Medienpartner:



Veranstalter:

